Der Späher.

Der Späher.

Von

Gustav Aimard.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1860.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Erstes Kapitel.

Der Ueberfall.

Zu Ende des Monats Mai im Jahre 1855 in einer der unbekanntesten Gegenden der ungeheuren Prairien des Far West und in geringer Entfernung von dem Rio-Colorado-del-Norte, welchen die dort lebenden Indianerstämme in ihrer bilderreichen Sprache, den endlosen Fluß mit den goldenen Wellen benannt haben, beginnt unsere Erzählung während einer dunklen Nacht.

Der Mond, welcher den dritten Theil seines Laufes zurückgelegt hatte, zeigte seine fahle Scheibe zwischen den Zweigen der hohen Bäume, und entsendete nur kärgliche, matte Strahlen, bei deren unsicherem Schimmer man die Umrisse einer wilden, düsteren Gegend nur undeutlich erkennen konnte. Kein Lüftchen regte sich, kein Stern glänzte am Himmel. Todtenstille herrschte in der Wildniß. Von Zeit zu Zeit unterbrach nur das kurze Gebell der Coyoten, die auf Raub ausgingen, oder das höhnische Schnurren der

Panther und Jaguare an der Tränke das allgemeine Schweigen.

Die großen amerikanischen Steppen nehmen während der Dunkelheit, wo kein menschlicher Laut die majestätische Ruhe der Nacht unterbricht, vom Auge Gottes allein bewacht, einen Charakter so ergreifender Erhabenheit an, daß sich der kräftigste Mensch unwillkürlich von Ehrfurcht durchdrungen fühlt.

Plötzlich theilten sich die Aeste eines Floripondios-Gebüsches behutsam aus einander, und gaben in der dadurch entstandenen Lücke einem angstvoll blickenden Kopfe Raum, dessen Augen blitzten wie die eines Raubthieres und besorgte Blicke rings umher warfen. Eine Zeitlang blieb der Besitzer des Kopfes vollkommen unbeweglich, endlich trat ein Mann aus dem Gebüsche, in welchem er sich verborgen gehalten hatte, und sprang hastig hervor.

Trotzdem die Gesichtsfarbe desselben so sonngebräunt war, daß sie fast die Farbe eines Backsteines angenommen hatte, war es doch sowohl an dem blonden Haare, den kühnen, offenen, scharfgeschnittenen Zügen, als am Jagdkleide desselben nicht schwer, einen jener kecken, kanadischen Waldläufer in ihm zu erkennen, deren kräftiges Geschlecht immer seltener wird und auszusterben droht.

Er ging einige Schritte mit vorgestrecktem Gewehre und dem Finger auf dem Hahne weiter, um die ihn umgebenden zahlreichen Gebüsche sorgfältig zu mustern;

dann blieb er, wahrscheinlich durch die allenthalben herrschende Stille beruhigt, stehen, stützte den Kolben seiner Büchse auf die Erde, beugte den Oberkörper vor und ahmte den Ruf des Centzontle, der amerikanischen Nachtigall, täuschend nach.

Kaum verhallte der letzte Laut dieses Tones, der so zart ist wie ein Liebesseufzer, als ein zweiter Mann aus dem Gebüsche sprang, welches schon den Jäger beherbergt hätte. Es war ein Indianer; er stellte sich neben den Kanadier und fragte ihm nach kurzem Schweigen mit angenommener Ruhe, die seinem Herzen fremd genug sein mochte:

„Nun?"

„Alles ist ruhig," antwortete der Jäger, „die Cihuatl kann kommen."

Der Indianer schüttelte den Kopf.

„Mahchsi=Karehde ist seit dem Aufgange des Mondes von der Zaunrose getrennt, und er weiß nicht, wo sie sich gegenwärtig aufhält."

Ein wohlwollendes Lächeln umflog die Lippen des Jägers.

„Die Zaunrose liebt meinen Bruder," sagte er sanft, „der kleine Vogel, welcher auf dem Grunde ihres Herzens singt, wird sie auf die Spur des Häuptlings geleitet haben; hat Mahchsi=Karehde vergessen, durch welche Töne er sie, als er noch unter dem Stamme war, zum zärtlichen Stelldichein lockte?"

„Der Häuptling hat nichts vergessen."



„Nun, so rufe er sie denn."

Der Indianer ließ es sich nicht zwei Mal sagen; der Ruf des Walkon ertönte durch die Stille.

In demselben Augenblicke rauschten die Zweige und eine junge Frau kam mit flüchtigen Schritten, wie ein gescheuchtes Reh, herbei, und warf sich dem indianischen Krieger in die Arme, welche er ausgebreitet hielt, um sie zu empfangen. Die Umarmung dauerte nur einen kurzen Augenblick; der Häuptling, welcher sich in Gegenwart eines Weißen, obwohl jener Weiße sein Freund war, wahrscheinlich der Aeußerung von Zärtlichkeit schämte, zu welcher er sich hatte hinreißen lassen, stieß die junge Frau kalt von sich und sagte ihr mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Meine Schwester ist gewiß müde, augenblicklich droht ihr keine Gefahr; sie kann schlafen, Krieger werden sie bewachen."

„Zaunrose ist eine Tochter der Comanchen," antwortete sie schüchtern, „ihr Herz ist stark, sie wird Mahchsi-Karehde (dem fliegenden Adler) gehorchen; sie weiß, daß sie unter dem Schutze eines so gefürchteten Häuptlings in Sicherheit ist."

Der Indianer warf ihr einen unaussprechlich zärtlichen Blick zu; doch nahm er sofort wieder die gleichgültige Miene an, welche die Rothhäute nie ablegen und sagte:

„Die Krieger wollen sich berathen; meine Schwester mag schlafen."

Die junge Frau entgegnete nichts, sie verneigte

sich ehrerbietig vor den beiden Männern, entfernte sich einige Schritte, schmiegte sich in's Gras, schloß die Augen und schlief ein, *oder schien zu schlafen.*

Der Kanadier hatte sich begnügt zu lächeln, als er sah, welches Resultat die Befolgung des Rathes gehabt, welchen er seinem Freunde gegeben hatte; er hörte mit beifälligem Kopfnicken die wenigen Worte an, welche die Rothhäute mit einander sprachen. Der Häuptling blickte, in Gedanken vertieft, die junge, schlafende Frau mit sinnenden Augen an; endlich strich er sich wiederholt mit der Hand über die Stirne, wie um die Wolken zu verjagen, die seinen Geist umschatteten und sagte dann, zu dem Jäger gewendet:

„Mein Bruder, das Bleichgesicht, bedarf der Ruhe, ein Häuptling wird wachen."

„Die Coyoten haben aufgehört zu bellen, der Mond ist verschwunden, ein weißlicher Streifen wird am Horizonte sichtbar," antwortete der Kanadier, „der Tag wird bald anbrechen, der Schlaf flieht meine Augen, die Männer müssen sich berathen."

Der Indianer verneigte sich schweigend, legte seine Flinte auf die Erde und trug mehrere Arme voll dürren Holzes herbei, welches er neben die Schläferin legte.

Der Kanadier schlug Feuer; bald zündete es, das Holz fing an zu brennen und warf blutige Streiflichter auf die nächsten Bäume; nun kauerten sich die beiden Männer neben einander auf die Erde, stopften ihre Calumets mit Manachée, dem heiligen Tabak und

fingen mit jener imposanten Indianischen Feierlichkeit, schweigend an zu rauchen, mit welcher die Rothhäute stets diesen bedeutungsvollen Akt vollbringen.

Wir werden die Frist, welche uns der Zufall gönnt, dazu benutzen, die drei Personen zu schildern, welche bestimmt sind, in der folgenden Erzählung eine so wichtige Rolle zu spielen.

Der Kanadier war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, dessen Gestalt sechs englische Fuß hoch, lang, hager und eingetrocknet war; sein nerviger, muskulöser Bau machte ihn für den rauhen Beruf eines Waldläufers besonders geschickt, denn derselbe erfordert eine Kraft und Kühnheit, wie sie wenigen Menschen verliehen ist. Die Züge des Kanadiers zeigten, wie es bei fast allen seinen Landsleuten der Fall ist, das unverkennbarste Gepräge normannischer Abstammung; seine breite Stirne, seine klugen, grauen Augen, seine leicht gebogene Nase, sein großer, mit prächtigen Zähnen versehener Mund, sein dichtes, blondes, mit einzelnen Silberfäden untermischtes Haar, welches unter seiner Mütze von Otternfell hervorquoll und in üppigen Locken bis auf seine Schultern fiel, verliehen seinem biederen, offenen Gesichte einen gewinnenden Ausdruck, welcher auf den ersten Blick für ihn einnahm. Der würdige Riese, Namens Bonnaire, der aber in den Prairien nur unter dem Zunamen Zielegut bekannt war, welchen er übrigens durch seinen sicheren Blick, und seine Geschicklichkeit im Auf=

finden der Schlupfwinkel der Raubthiere, vollkommen rechtfertigte, war in der Nähe von Montreal geboren, er war aber in seiner frühesten Jugend in die großen Waldungen des oberen Kanadien gebracht worden, und hatte so großen Geschmack an dem Leben der Wildniß gewonnen, daß er der civilisirten Welt entsagte und seit mehr wie dreißig Jahren die unermeßlichen Einöden von Nordamerika durchstreift hatte. Er entschloß sich nur dann die Städte oder Dörfer zu betreten, wenn er Thierfelle zu verkaufen hatte und frischen Vorrath von Pulver und Kugeln brauchte.

Der Begleiter Zielegut's, der fliegende Adler, war einer der angesehensten Häuptlinge des Stammes der Weißen Bisam, eines der mächtigsten und kriegerischsten Zweige jenes unbezwingbaren und wilden Volkes der Comanchen, welches sich in seinem maßlosen Hochmuthe den pomphaften Namen der Königin der Prairien beigelegt hat, welche Benennung ihnen Niemand streitig zu machen wagt.

Der fliegende Adler hatte sich, trotz seiner großen Jugend: er zählte kaum fünfundzwanzig Jahre, schon bei mancher Gelegenheit ausgezeichnet, und so unerhörte Beweise von Keckheit und Unerschrockenheit gegeben, daß sein bloser Name den Indianischen Waldläufern, welche die Prairien nach allen Richtungen durchstreifen, Schrecken und Entsetzen verursachte.

Er war hoch, ebenmäßig und schön gebaut; seine Züge waren fein, seine Augen schwarz wie die Nacht,

und nahmen, wenn er heftig erregt war, jenen starren, seltsamen Ausdruck an, welcher Achtung gebietet; seine Bewegungen waren edel, sein Gang anmuthig und würdevoll, wie es bei fast allen Indianern der Fall ist.

Der Häuptling trug seinen kriegerischen Schmuck.

Derselbe ist merkwürdig genug, um einer genaueren Beschreibung werth zu sein.

Auf dem Kopfe trug der fliegende Adler den Mahch=akoub=hachka, eine Art Mütze, welche nur solche Krieger berechtigt sind zu tragen, welche bereits zahlreiche Feinde getödtet haben; sie besteht aus einem Streifen weißen Hermelin=Pelzes, an welchem ein langes, breites Stück rothen Tuches befestigt ist, welches hinten bis auf die Waden herabfällt; dieselbe ist außerdem mit einer Bürste gerade emporstehender weißer und schwarzer Adlerfedern versehen, welche auf dem Kopfe anfängt und bis an das Ende reicht. Ueber dem rechten Ohre trug er ein hölzernes, roth gemaltes Messer, von der Länge einer Hand, welches durch das Haar gezogen war; dieses Messer versinnbildlichte dasjenige, mit welchem er einen Häuptling des Stammes der Dacotah getödtet hatte, außerdem trug er noch acht kleine, hölzerne, blaubemalte Stäbchen, deren äußeres Ende mit einem goldenen Nagel verziert war, um die Zahl der Schußwunden anzudeuten, welche er erhalten hatte; über dem linken Ohre war ein dicker Büschel gelber Eulenfedern befestigt, deren Spitzen roth bemalt waren, das war das Verbrüderungszeichen der Menin=ochaté,

oder Bande der Hunde, sein Gesicht war halb mit rother Farbe bemalt, indessen sein Körper rothbraun angestrichen und mit Streifen verziert war, wo die Farbe vermittelst eines nassen Fingers weggenommen worden war. Seine Arme waren von der Schulter an mit siebenundzwanzig gelben Streifen geschmückt, welche die Zahl seiner Heldenthaten bezeichneten; auf der Brust endlich trug er das mit blauer Farbe gemalte Abbild einer Hand, um anzudeuten, daß er viele Gefangene gemacht hatte. Am Halse trug er ein Mato=unknappinindè oder Halsband, von den Klauen des grauen Bären zusammengesetzt, welche drei Zoll lang und an der Spitze weißlich waren. Der große Mih=ihé oder Bisampelz flatterte von seinen Schultern; derselbe fiel bis auf die Erde und war mit mehrern bunten Farben bemalt. Die Woupanpihunchi oder Hosen waren mit einem Gürtel um seinen Leib befestigt; sie bestanden aus zwei einzelnen Theilen, für jedes Bein eins, reichten bis auf den Knöchel herab, und waren an der Außenseite mit buntgefärbten Stacheln des Stachelschweines; am unteren Rande war ein Büschel derselben angebracht, welche auf der Erde schleppten; seine Hüften waren mit den Nokké, das heißt breiten Streifen weiß und schwarz gestreiften Tuches umwickelt, die vorn und hinten in langen Enden herabfielen. Die Humpés oder Schuhe von Bisamleder waren wenig verziert, dafür hatte er mehrere Wolfsschwänze an seine Knöchel befestigt. Dieselben schleiften hinter ihm auf

der Erde und deuteten durch ihre Zahl an, wie viele Feinde er besiegt hatte; an seinem Ichparakehn oder Gürtel hing an der einen Seite ein Pulverhorn, ein Beutel mit Kugeln und ein Skalpmesser, an der andern ein Köcher von Pantherfell mit langen, spitzen Pfeilen gefüllt, und sein Tomahawks; seine Eruhpa-Flinte lag auf der Erde, im Bereiche seiner Hand.

Der Krieger nahm sich in der sonderbaren Tracht majestätisch und unheimlich, ja furchtbar aus.

Wir begnügen uns vorläufig damit, zu sagen, daß Zaunrose höchstens fünfzehn Jahre alt, sehr schön für eine Indianerin war, und die ernste Tracht der Frauen ihres Volkes in aller ihrer anmuthigen Einfachheit trug.

Damit beschließen wir unsere, vielleicht schon zu ausführliche Schilderung, welche aber unerläßlich war, um die Personen, welche wir vorgeführt haben, anschaulich zu machen und nehmen den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Unsere beiden Freunde rauchten bereits lange Zeit neben einander, ohne ein Wort zu reden, endlich schüttelte der Kanadier seinen Pfeifenkopf auf dem Daumen der linken Hand aus, und wandte sich mit folgenden Worten zu seinem Gefährten:

„Ist mein Bruder zufrieden?"

„Uah!" erwiderte der Indianer und nickte bejahend mit dem Kopfe, „mein Bruder hat einen Freund."

„Gut,“ fuhr der Jäger fort, „und was will der Häuptling jetzt thun?“

„Der fliegende Adler wird mit der Zaunrose wieder zu seinem Stamme gehen, worauf er wiederkommen wird, um der Fährte der Apachen zu folgen.“

„Wozu?“

„Der fliegende Adler will sich rächen.“

„Wie Ihr wollt, Häuptling, ich bin gewiß der Letzte, der Euch abrathen würde, Euch an Feinden zu rächen, welche auch die meinigen sind; indessen glaube ich, daß Ihr die Sache nicht von der richtigen Seite aufgefaßt habt.“

„Was meint mein Bruder, der bleiche Krieger?“

„Ich meine, daß wir von den Hütten der Comanchen weit entfernt sind, und wahrscheinlich noch mehr als ein Mal mit unseren Feinden zusammengerathen werden, ehe wir dieselben erreichen, indessen der Häuptling etwas zu schnell, wie mir scheint, annimmt, daß wir sie los sind.“

Der Indianer zuckte verächtlich die Achseln.

„Die Apachen sind alte, schwatzhafte, furchtsame Weiber,“ sagte er, „der fliegende Adler verachtet sie.“

„Möglich!“ versetzte der Jäger kopfschüttelnd, „trotzdem bin ich doch der Meinung, daß es besser gewesen sein würde, wenn wir unsere Reise bis zum Aufgange der Sonne fortgesetzt hätten, um eine größere Entfernung zwischen uns zu legen, statt uns

unbesonnener Weise hier aufzuhalten; wir sind noch sehr nahe am Lager der Feinde."

„Das Feuerwasser hat den Apachen Hunden die Ohren verstopft und die Augen geschlossen; sie schlafen auf der Erde."

„Hm! das denke ich nicht, im Gegentheile bin ich überzeugt, daß sie wachen und uns suchen."

In demselben Augenblicke knallten, wie um die Worte des vorsichtigen Jägers zu bekräftigen, ungefähr zehn Flintenschüsse laut hallend durch den Wald; aus der Tiefe desselben ertönte ein furchtbares Kriegsgeschrei, welches der Kanadier und der Comanche mit einem herausfordernden Geschrei beantworteten. Eine Anzahl von ungefähr dreißig Apachen-Indianern stürzte heulend auf das Feuer los, neben welchem unsere drei Personen saßen; diese waren aber plötzlich wie durch Zauberei verschwunden.

Die Apachen blieben bebend vor Wuth stehen, denn sie wußten nicht mehr, in welcher Richtung sie ihre listigen Feinde verfolgen sollten. Plötzlich knallten drei Schüsse aus der Mitte des Waldes; drei Apachen rollten mit durchbohrter Brust auf die Erde.

Die Indianer stießen ein wüthendes Geheul aus und eilten nach der Gegend, wo geschossen wurde.

In dem Augenblicke, wo sie den Eingang des Waldes erreicht hatten, trat ein Mann heraus, der zum Zeichen des Friedens einen Bisampelz flattern ließ.

Der Mann war Zielegut, der Kanadier.

Die Apachen blieben mit unheilverkündender Unschlüssigkeit stehen; der Kanadier ging, unbekümmert um ihre Geberden, entschlossen mit seinem gewohnten ruhigen Schritte auf sie zu; die Indianer schwangen, als sie ihn erkannten, zornig ihre Waffen und wollten über ihn her fallen, denn sie hatten Grund genug, den Jäger zu hassen; ihr Anführer hielt sie mit gebietender Miene zurück.

„Meine Söhne mögen sich gedulden," sagte er mit finsterem Lächeln, „sie verlieren nichts dabei, wenn sie noch warten."

Zweites Kapitel.

Der Gast.

An demselben Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, hatte sich in einer Entfernung von ungefähr drei Quadratellen von der Stelle, wo die oben berichteten Ereignisse stattfanden, in einer großen, am Rande des Waldes befindlichen Lichtung, wo die letzten Ausläufer des ungeheuren Urwaldes sich an den Ufern des Rio=Colorado verloren, bei Sonnenuntergang eine ziemlich zahlreiche Karavane niedergelassen.

Dieselbe kam von Südwesten, nämlich von Mexiko; sie schien bereits lange unterwegs zu sein, wenigstens deutete der abgetragene Zustand der Kleider, welche die Glieder derselben trugen, so wie der Geschirre der Pferde und Maulthiere darauf hin. Die armen Thiere waren übrigens so matt und abgemagert, daß man deutlich sehen konnte, wie große Strapazen sie ausgehalten haben mußten. Die Karavane bestand aus ungefähr fünfunddreißig Personen, welche sämmtlich die

malerische, charakteristische Tracht jener Jäger und Gambusinos von gemischtem Blute trugen, welche theils allein, theils zu Dreien, höchstens Vieren den Far West unablässig durchstreifen, dessen geheimste Schlupfwinkel sie durchforschen, um zu jagen, Fallen auszustellen oder die unzähligen Metalllager aufzuspüren, welche sich dort vorfinden.

Die Abenteurer machten Halt, stiegen ab, banden ihre Pferde an Pfähle, und beschäftigten sich mit der Geschicklichkeit und Schnelligkeit, welche man sich nur durch lange Uebung aneignet, damit, ihr Lager für die Nacht aufzuschlagen. Man raufte das Gras auf einem ziemlich großen Raume aus; die Lasten der Maulthiere wurden über einander geschichtet und in einem Kreise aufgestellt, um ein Bollwerk zu bilden, hinter welchem man einem Handstreiche Trotz bieten, und die Herumstreicher der Prairie zurückschlagen konnte; hierauf zündete man die Feuer in Gestalt eines Andreaskreuzes im Innern des Lagers an.

Sobald dieses letzte Geschäft beendet war, schlugen einige der Abenteurer ein weites Zelt über einem, hermetisch verschlossenen Palankine auf, der durch zwei vorn und hinten angespannte Maulthiere getragen wurde. Sobald das Zelt fertig war, spannte man den Palankin aus, und die herunterfallenden Wände bedeckten ihn so vollständig, daß er ganz verborgen war.

Der Palankin war ein Räthsel für die Abenteurer;



Niemand wußte, was er enthielt; obgleich die Neugierde über ein, besonders in jenen einsamen Gegenden unbegreifliches Geheimniß lebhaft erregt war, verschloß doch Jedermann seine Vermuthungen und Gedanken darüber, sorgfältig in sein Herz, besonders seit dem Tage, wo während eines schwierigen Ueberganges einer der Jäger die Abwesenheit des Anführers der Cuadrilla, der den Palakin gewöhnlich nie verließ, sondern ihn mit der Sorgfalt bewachte, wie ein Geiziger seinen Schatz benutzte, um die Vorhänge desselben ein wenig zu lüften und dahinter zu schauen. Der Mann hatte aber kaum Zeit gehabt, einen flüchtigen Blick durch die Spalte zu werfen, als der Anführer unvermuthet dazu kam und ihm mit einem Hiebe seines Machète den Schädel dergestalt spaltete, daß der Jäger todt zu seinen Füßen hinfiel.

Hierauf hatte er sich zu den entsetzten Anwesenden gewandt, und, indem er sie mit seinem durchbohrenden Blicke ansah, gesagt:

„Giebt es etwa noch Einen unter Euch, der Lust hat, zu entdecken, was ich vor Allen verborgen halten will?“

Er sprach diese Worte mit dem Ausdrucke so grausamen Hohnes und leidenschaftlicher Bosheit, daß die gott- und gesetzlosen Männer, welche gewöhnt waren mit behendem Muthe den furchtbarsten Gefahren zu trotzen, innerlich schauderten und das Blut in ihren Adern erstarrte.

Diese Lehre genügte. Niemand versuchte es seitdem wieder das Geheimniß des Hauptmann's zu erforschen.

Kaum waren die letzten Arbeiten vollendet, um das Lager fertig zu machen, als man Pferdegetrappel hörte, und zwei Reiter im Galopp heransprengten.

„Da kommt der Hauptmann!" riefen die Abenteurer einander zu.

Die Ankömmlinge warfen den Männern, welche herbeigeeilt waren, sie zu empfangen, die Zügel ihrer Pferde zu, und schritten rasch nach dem großen Zelte. Als sie vor demselben standen, blieb der Erste stehen und wandte sich mit folgenden Worten zu seinem Begleiter:

„Caballero, ich heiße Euch willkommen unter uns; zwar sind wir selbst arm genug, doch werden wir das Wenige, was wir besitzen, gern mit Euch theilen."

„Dank," antwortete der Andere mit einer Verbeugung, „ich werde Eure großmüthige Gastfreundschaft nicht mißbrauchen; ich hoffe, morgen bei Anbruch des Tages hinlänglich ausgeruht zu sein, um meine Reise fortsetzen zu können."

„Ihr werdet thun, nach Eurem Gefallen: lassen Sie sich hier an dem für mich angezündeten Feuer nieder, während ich einige Augenblicke in das Zelt trete; ich werde bald wieder bei Ihnen sein, und die Ehre haben, Ihnen Gesellschaft zu leisten."

Der Fremde verneigte sich und ließ sich an dem,

unweit des Zeltes brennenden Feuer nieder, indessen der Hauptmann den Eingangsvorhang des Zeltes hinter sich herunterfallen ließ und den Blicken seines Gastes entschwand.

Letzterer war ein Mann mit scharf ausgeprägten Zügen, dessen untersetzter Bau eine ungewöhnliche Kraft verrieth; einige Falten, welche sich durch sein kräftiges Gesicht zogen, schienen anzudeuten, daß er den Höhepunkt des Lebens bereits überschritten habe, obwohl sonst in seinem stämmigen Körper kein Zeichen von Alter wahrzunehmen war, und sein dichtes, rabenschwarzes Haar keine Silberfäden zeigte. Der Mann trug die Kleidung der reichen, amerikanischen Hacenderos, nämlich den Manga, den buntfarbigen Zarapé, die am Knie offenen Calzoneras von Sammet, und die Botas-Vaqueras; um seinen Hut von Vigogne-Haar wand sich eine kostbare, mit einem werthvollen Diamanten befestigte Toquilla; ein blankes Machète, das ohne Scheide einfach durch einen eisernen Ring gezogen war, hing an seiner rechten Seite; zwei sechsschüssige Revolver blitzten an seinem Gürtel, und er hatte einen kostbar damascirten amerikanischen Rifle neben sich in das Gras geworfen.

Nachdem ihn der Hauptmann verlassen, richtete sich der Mann so bequem wie möglich am Feuer ein, indem er seinen Zarapé und seine Armas de aqua so ordnete, daß sie ihm zur Noth als Lager dienen konnten, warf aber dabei verstohlene Blicke um sich, deren

Ausdruck den Abenteurern, wenn sie dieselben hätten beobachten können, Stoff genug zum Nachdenken gegeben haben würden; es waren aber Alle mit der Einrichtung des Lagers und den Vorbereitungen zur Abendmahlzeit hinlänglich beschäftigt; überdies verließen sie sich auf die durch die Gastfreundschaft in der Prairie gebotene Ehrenhaftigkeit, und Niemand dachte daran, den Gast zu beobachten, der sich an ihrem Herde niedergelassen hatte.

Nach kurzem Bedenken stand der Unbekannte auf und trat zu einer Anzahl Trapper, deren Unterhaltung sehr lebhaft zu sein schien, denn sie geberdeten sich dabei mit echt südlichem Feuer.

„Nun!“ sagte Einer von ihnen, als er den Fremden bemerkte, „der Herr dort wird unsern Streit mit einem Worte schlichten.“

Letzterer wandte sich bei dieser directen Anrede zu dem Sprecher und fragte:

„Was geht denn hier vor?“

„Mein Gott! etwas sehr Einfaches,“ versetzte der Abenteurer; „Ihr Pferd, Sennor, ein schönes, edles Thier, das muß man sagen, will sich nicht mit den unsrigen vertragen: es wehrt sich mit den Zähnen und Füßen gegen die Gefährten, welche wir ihm gegeben haben.“

„Das ist allerdings einfach,“ hohnlachte ein zweiter Abenteurer; „das Pferd ist ein Costenno und zu

stolz, um sich mit armen tierras adentro, gleich den unsrigen, abzugeben."

Bei dieser sonderbaren Beweisführung brachen Alle in ein homerisches Gelächter aus.

Der Fremde lächelte schelmisch.

„Vielleicht ist der Grund, welchen Ihr anführt, der rechte, vielleicht auch nicht," sagte er leise; „auf jeden Fall giebt es ein sehr leichtes Mittel, um den Streit zu schlichten, welches ich anwenden will."

„Ach!" rief der zweite Abenteurer aus, „welches ist das?"

„Dieses," fuhr der Fremde in demselben ruhigen Tone fort.

Er trat hierauf zu dem Pferde, welches zwei Männer kaum zu halten vermochten, und sagte:

„Laßt es los!"

„Ja, wenn wir es los lassen, weiß man nicht, was geschehen kann."

„Laßt es los, ich stehe für Alles!" Hierauf wandte er sich zu dem Pferde und rief: „Lelio!"

Bei diesem Rufe erhob das edle Thier den schönen Kopf, blickte Denjenigen, der ihn rief, mit seinen klugen, feurigen Augen an, machte sich von den Händen der beiden Männer, die ihn hielten, frei, welche links und rechts in den Sand rollten, zum großen Ergötzen ihrer Kameraden, und kam zu seinem Herrn, schmiegte den Kopf an dessen Brust und wieherte vor Freuden.

„Es ist nicht schwer, wie Ihr seht!“ fuhr der Fremde fort, indem er das edle Thier streichelte.

„Hm!“ brummte der erste Abenteurer mißmuthig, indem er aufstand und sich die Schulter rieb; „das ist ein Demonio, dem ich meinen Hals nicht anvertrauen möchte, so alt und wacklich er auch jetzt ist.“

„Kümmert Euch nicht weiter um das Pferd, ich werde schon für dasselbe sorgen.“

„Nun, beim heiligen Domingo! ich für meinen Theil, habe genug! Es ist ein edles Thier, hat aber den Teufel im Leibe!“

Der Fremde zuckte, ohne zu antworten, die Achseln, und kehrte, von seinem Pferde gefolgt, zu dem Feuer zurück. Das Thier ging Schritt vor Schritt hinter ihm her, und zeigte nicht die geringste Neigung, sich wieder den Tollheiten zu überlassen, welche die Abenteurer so sehr überrascht hatten; obwohl es Alle vollkommene Meister in der Reitkunst und Pferdedressur waren. Das Pferd war ein echter arabischer Hengst, der seinem gegenwärtigen Besitzer wahrscheinlich eine große Summe Geldes gekostet hatte, dessen Benehmen aber Denjenigen, die nur an amerikanische Pferde gewöhnt waren, sonderbar vorkommen mußte. Sein Herr schüttete ihm sein Futter vor, stellte es neben sich und setzte sich dann wieder an das Feuer.

In demselben Augenblicke trat der Hauptmann aus dem Zelte.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er mit jener

einnehmenden, dem Hispano-Amerikanern angebornen Höflichkeit, „ich bitte um Entschuldigung, Sennor Caballero, daß ich Euch so lange verlassen habe, doch heischte eine dringende Pflicht meine Gegenwart; nun stehe ich vollkommen zu Diensten.“

Der Fremde verbeugte sich.

„Es ist im Gegentheil an mir, mich zu entschuldigen, weil ich Ihre Gastfreundschaft ohne alle Umstände angenommen habe.“

„Bitte, kein Wort mehr davon, wenn Sie mich nicht kränken wollen.“

Der Hauptmann setzte sich neben seinen Gast.

„Wir wollen speisen,“ sagte er, „ich kann nur ärmliche Kost anbieten; indessen Noth kennt kein Gebot. Ich muß mich mit der kürzesten Portion begnügen, nämlich mit Tasajo und Bohnen mit rothem Pfeffer.“

„Das ist ja etwas sehr Gutes, und ich würde, wenn ich Hunger verspürte, der Mahlzeit gewiß tapfer zusprechen; doch würde mir es im gegenwärtigen Augenblicke unmöglich sein, auch nur einen Bissen zu essen.“

„Ah!“ sagte der Hauptmann mit einem mißtrauischen Blicke auf seinen Gast.

Derselbe zeigte aber eine so arglose, ruhige Miene und lächelte ihn so offen an, daß er sich seines Verdachtes schämte, und sein finsterer Ausdruck einem heiteren weichen mußte.

„Das thut mir leid; dann muß ich bitten, mir zu erlauben, allein zu speisen; denn statt Eurer Appetitlosigkeit, Caballero, bekenne ich, daß ich einen wahren Wolfshunger habe."

„Ich würde mir es nicht verzeihen, wenn Ihr Euch durch mich abhalten ließet, denselben zu stillen."

„Domingo!" rief der Hauptmann, „mein Essen!"

Der Abenteurer, welchen das Pferd des Unbekannten eben so übel behandelt hatte, kam bald hinkend herbei und brachte in einer hölzernen Schüssel die Mahlzeit des Anführers; einige Mais=Tortillas, welche er in der Hand trug, vervollständigten diese frugale Kost.

Domingo war ein Halbblut=Indianer, mit mürrischer Miene, eckigen Zügen und verschlagenem Gesichtsausdrucke; er schien ungefähr fünfzig Jahre alt zu sein, so weit es nämlich möglich ist, von dem Aussehen eines Indianers auf sein Alter zu schließen; seit seinem Unfalle mit dem Pferde grollte Domingo mit dem Unbekannten.

„Con su permiso," sagte der Hauptmann, eine Tortilla zerbrechend.

„Ich will eine Cigarette rauchen, nur um Euch Gesellschaft zu leisten," antwortete der Fremde mit seinem stehenden Lächeln.

Der Andere verneigte sich höflich, und fing an seine kärgliche Mahlzeit mit der Hast zu verzehren, welche eine lange Enthaltsamkeit verräth.

Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, um dem



Leser eine Schilderung von dem Anführer der Karavane zu geben.

Don Miguel Ortega, unter welchem Namen er bei seinen Gefährten bekannt war, war ein eleganter, junger Mann von höchstens sechsundzwanzig Jahren. Seine Gesichtsfarbe war sonnverbrannt, seine Züge fein, sein Auge stolz und feurig, sein Wuchs hoch, seine Glieder proportionirt, seine Brust breit und hochgewölbt: er schien ungewöhnliche Kraft zu besitzen. Es würde sicherlich schwer, wenn nicht unmöglich gewesen sein, in dem ganzen Gebiete der alten spanischen Colonien einen einnehmenderen Cavalier zu finden, der die malerische, mexikanische Tracht anmuthiger zu tragen gewußt, oder mehr hombre de a caballo, kurz in höherem Grade jene äußerlichen Vorzüge in sich vereinigt hätte, welche die Frauen und die blinde Menge blenden. Indessen hätte ein Beobachter den Blick Don Miguel's zu durchbohrend, das Runzeln seiner Brauen zu finster, und sein Lächeln zu falsch und hinterlistig gefunden, als daß er nicht unter der gleißnerischen Außenseite eine niedrige Gesinnung und verwerfliche Neigungen hätte ahnen sollen.

Eine vom Hunger gewürzte Jägermahlzeit pflegt nicht lange zu dauern, diejenige des Hauptmanns war bald beendet.

„So," sagte der Hauptmann, indem er seine Finger an einem Büschel Gras abwischte; „nun eine Cigarette, um die Verdauung zu fördern, dann werde ich

mir erlauben, Euch eine gute Nacht zu wünschen; Ihr habt, wie ich vermuthe, nicht die Absicht, uns vor Anbruch des Tages zu verlassen?"

„Ich kann es wirklich noch nicht bestimmen; das wird einigermaßen von dem Wetter abhängen, welches wir diese Nacht haben werden; ich bin ziemlich eilig und Zeit ist, wie Ihr wißt, Caballero, und unsere Nachbarn die Gringos sehr richtig bemerken, Geld."

„Ihr müßt besser beurtheilen können wie ich, was Ihr zu thun habt, Caballero; thut nach Eurem Gefallen, und ich bitte nur, ehe ich mich entferne, meine guten Wünsche für die Nacht sowohl, als für das Gelingen Eures Unternehmens entgegenzunehmen."

„Ich danke Euch, Caballero."

„Ein letztes Wort, oder vielmehr eine letzte Frage, ehe wir uns trennen."

„Reden Sie."

„Ich schicke voraus, daß wenn Euch meine Frage unbescheiden vorkommen sollte, Ihr vollkommen frei seid, dieselbe nicht zu beantworten."

„Das würde mich von Seiten eines so vollendeten Cavaliers Wunder nehmen; ich bitte daher, sich deutlicher auszusprechen."

„Ich heiße Don Miguel d'Ortega."

„Und ich Don Stefano Cohecho."

Der Hauptmann verbeugte sich.

„Gestatten Sie mir gleichfalls," fuhr der Fremde fort, „eine Frage an Sie zu richten."

„Ich bitte darum.“

„Warum tauschen wir unsere Namen aus?“

„Weil es in der Prairie gut ist, wenn man seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden kann.“

„Ganz recht; was weiter?“

„Nun bin ich gewiß, daß ich Euch nicht zu den Letzteren zählen werde.

„Quien sabe?“ entgegnete Don Stefano lachend, „es giebt so wunderbare Zufälle!“

Nachdem die beiden Männer noch einige freundschaftliche Worte mit einander gewechselt, drückten sie sich herzlich die Hand; Don Miguel kehrte unter das Zelt zurück, und Don Stefano streckte sich neben dem Feuer auf dem Boden und schlief ein, oder schloß wenigstens die Augen.

Eine Stunde später herrschte die tiefste Stille im Lager.

Die Feuer warfen nur noch einen unsichern Schein und die, auf ihre Gewehre gelehnten Schildwachen überließen sich gleichfalls jenem dämmernden Halbschlafe, der noch kein Schlaf, aber auch kein Wachen mehr ist.

Plötzlich erhob eine, wahrscheinlich auf einem nahen Baume sitzende Eule, zu zwei wiederholten Malen ihren melancholischen Schrei.

Don Stefano schlug sofort die Augen auf; er versicherte sich, ohne seine Stellung zu ändern, durch einen forschenden Blick, daß Alles ruhig sei; dann,

nachdem er sich überzeugt, daß seine Revolver und sein Machète ihn nicht verlassen, griff er nach seinem Rifle und ahmte gleichfalls den Schrei der Eule nach; ein ähnlicher Schrei antwortete ihm.

Nachdem der Fremde seinem Zarapé die Form einer menschlichen Gestalt gegeben, sagte er seinem Pferde, indem er es streichelte, einige geflüsterte Worte, um es zu beruhigen und zur Geduld zu ermahnen; hierauf legte er sich auf die Erde und kroch leise nach einem der Ausgänge des Lagers, indem er von Zeit zu Zeit inne hielt, um sich umzublicken.

Es war noch Alles still. Als er die mit den Lasten der Maulthiere aufgerichteten Wälle erreicht hatte, richtete er sich auf, übersprang die Einfriedigung mit einem tigerähnlichen Sprunge und verschwand in der Prairie.

In demselben Augenblicke richtete sich ein Mann in die Höhe, sprang gleichfalls über die Verschanzung und folgte ihm.

Der Mann war Domingo.

Drittes Kapitel.

Zwiesprache während der Nacht.

Don Stefano Cohecho schien die Wildniß vollkommen gut zu kennen. Sobald er sich in der Prairie befand, und, wie er glaubte, keinen Späherblick mehr zu fürchten brauchte, richtete er den Kopf stolz in die Höhe; sein Gang wurde fester, sein Auge blitzte von einem düstern Feuer, und er schritt raschen Schrittes auf ein Dickicht von Palmenbäumen zu, deren spärliche Blätterkronen während des Tages einen nothdürftigen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen boten.

Indessen versäumte er keine Vorsichtsmaßregel; zuweilen blieb er plötzlich stehen, um auf jeden verdächtigen Laut zu lauschen, und einen forschenden Blick in die geheimnißvollen Tiefen der Prairie zu werfen, dann, wenn ihn die ringsumherrschende feierliche Ruhe beruhigt hatte, setzte er nach wenigen Secunden seine Wanderung fort, und nahm wieder den raschen, festen

Schritt an, welchen er, nachdem er das Lager verlassen, angenommen.

Domingo trat, um uns der indianischen Redeweise zu bedienen, buchstäblich in seine Fußtapfen, und belauschte und beobachtete jede seiner Bewegungen, mit jenen, den Mestizen eigenem Scharfblicke, wobei er stets darauf bedacht war, sich von Demjenigen, welchen er ausspähte, nicht ertappen zu lassen. Domingo war einer jener Menschen, wie man deren an den Grenzen nur zu Viele trifft; er besaß große Eigenschaften, neben großen Lastern, war ebenso befähigt zum Guten, wie zum Bösen, eben so geschickt zu großen Thaten, wie zu großen Verbrechen, ließ sich aber gewöhnlich nur von seinen schlechten Neigungen leiten.

Gegenwärtig folgte er dem Fremden, ohne sich selbst genaue Rechenschaft über den Beweggrund seiner Handlung zu geben, denn er wußte selbst noch nicht, ob er für oder gegen ihn auftreten wolle, und wartete, um sich zu entscheiden, darauf, daß sich die Lage der Dinge deutlicher zeige und er genauer berechnen könne, was ihm mehr Vortheil bringen werde, wenn er zum Verräther wurde, oder seine Pflicht that; daher vermied er auch sorgfältig, seine Gegenwart zu verrathen; er ahnte, daß ihm das Geheimniß, welches er zu erforschen bemüht war, große Vortheile bieten würde, besonders wenn er es auszubeuten verstehe; und er enthielt sich nicht im Zweifel, sondern handelte so, daß

er die Entdeckung des kostbaren Geheimnisses nicht auf's Spiel setzte.

Die beiden Männer gingen fast eine Stunde lang auf diese Weise weiter, ohne daß Don Stefano nur einen Augenblick ahnte, daß er so genau beobachtet werde und ihm einer der durchtriebensten Spitzbuben der Prairien auf dem Fuße folge.

Nachdem sie unzählige Windungen und Umwege im hohen Grase der Prairie gemacht, gelangte Don Stefano an das Ufer des Rio-Colorado, der an jener Stelle breit und ruhig auf einem Bette von Sand zwischen mit Silberpappeln dicht bewachsenen Ufern dahinströmte, deren Wurzeln sich im Wasser badeten; dort angekommen, blieb der Unbekannte stehen, lauschte eine Weile, legte dann die Finger an den Mund und ahmte das Gebell der Coyoten nach; fast augenblicklich ertönte derselbe Laut aus der Mitte des Gebüsches und es erschien ein leichter, aus Buchenrinde gefertigter und von zwei Männern gesteuerter Kahn am Ufer.

„Aha!“ sagte Don Stefano, „ich fing schon an, daran zu verzweifeln, Sie zu treffen.“

„Haben Sie denn unser Signal nicht gehört?“ fragte einer der Ruderer.

„Sonst würde ich doch nicht gekommen sein! Indessen hätten Sie mir, wie mich bedünken will, ein wenig entgegenkommen können.“

„Das war nicht möglich.“

Die Pirogue lief nun auf den Sand; die zwei

Männer sprangen mit Leichtigkeit an's Land und einen Augenblick später standen sie neben Don Stefano. Beide trugen die Kleidung und die Waffen der Jäger der Prairie.

„Hm!“ brummte Don Stefano, „der Weg vom Lager bis hierher ist weit, und ich fürchte, daß man meine Abwesenheit bemerken könnte.“

„Der Gefahr müssen wir uns aussetzen,“ antwortete der erste Ruderer, ein hochgewachsener Mann mit offener Miene und ernstem, sinnenden Ausdrucke, dessen schneeweißes Haar in langen Locken bis auf seine Schultern reichte.

„Also, da sie ein Mal hier sind, wollen wir uns aussprechen, und besonders uns kurz fassen. Die Zeit ist kostbar. Was haben Sie, seit wir uns getrennt haben, gethan?“

„Nicht viel, wir sind Ihnen von Weitem gefolgt, das ist Alles, und uns bereit gehalten, Ihnen im Falle der Noth, beizustehen.“

„Ich danke; nichts Neues?“

„Nichts: wer sollte uns auch Neuigkeiten mittheilen?“

„Das ist wahr; haben Sie Ihren Freund, Zielegut, entdeckt?“

„Nein.“

„Cuerpo de Christo! das ist fatal, denn, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, werden wir in Kurzem unsere Messer ziehen müssen.“

„So ziehen wir sie.“

„Das weiß ich wohl, Freikugel, Ihr Muth ist mir seit langer Zeit bekannt; aber Sie, Ruperto, Ihr Begleiter, und ich, sind nur drei Mann und damit Punktum.“

„Was thut's?“

„Wie, was es thut? gilt es nicht, sich mit dreißig bis vierzig geübten Jägern zu schlagen? Sie haben wahrhaftig Einfälle, die Einen verrückt machen könnten, Freikugel! Sie zweifeln an Nichts; bedenken Sie doch, daß wir dieses Mal nicht schlecht bewaffnete Indianer, sondern Weiße, gott- und gesetzlose Räuber vor uns haben, die sich eher tödten lassen, ehe sie einen Zoll breit weichen, und daß wir folglich nothwendig unterliegen müssen.“

„Das ist wahr, sie sind sehr zahlreich, daran hatte ich nicht gedacht.“

„Wenn wir todt sind, was wird dann aus ihr?“

„Schon recht, schon recht,“ sagte der Jäger kopfschüttelnd, „daran dachte ich nicht, ich wiederhole es.“

„Es ist also, wie Sie sehen, unerläßlich nothwendig, daß wir uns mit Zielegut verständigen, um auf die Männer rechnen zu können, über welche er zu verfügen hat.“

„Ja, aber finden Sie einmal einen Mann, wie Zielegut, bis zu einer gegebenen Zeit in der Prairie. Wer weiß, wo er gegenwärtig ist? vielleicht ist er

nur einen Flintenschuß von uns entfernt, vielleicht trennen uns aber fünfhundert Meilen."

„Das ist zum rasend werden."

„Das ist allerdings bedenklich, das ist gewiß. Sind Sie dieses Mal wenigstens sicher, daß Sie sich nicht irren, sondern auf der rechten Fährte sind?"

„Ich kann noch nichts Gewisses behaupten, obwohl ich Grund habe, anzunehmen, daß ich mich nicht irre; doch können Sie sich in der Beziehung auf mich verlassen, ich werde sehr bald wissen, woran ich bin."

„Es ist übrigens dieselbe Fährte, wie die, welcher wir von Monterey aus folgen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie es sind."

„Was beschließen wir?"

„Ja, ich weiß nicht, was ich rathen soll."

„Sie sind, auf Ehre, ein verzweifelter Mensch! Wie? können Sie mir denn gar nichts rathen?"

„Ich müßte vor allen Dingen Gewißheit haben, und dann würde es, wie Sie selbst sehr richtig sagen, thöricht sein, wenn wir Drei diesen Handstreich unternehmen wollten!"

„Sie haben Recht; ich kehre nach dem Lager zurück; morgen Nacht sehen wir uns wieder, und es müßte sehr schlecht gehen, wenn ich bis dahin nicht ausgemittelt hätte, was wir wissen müssen; durchstreifen und durchforschen Sie unterdessen die Prairie nach allen Richtungen, und verschaffen Sie sich, wo möglich, Nachricht von Zielegut."

„Der [illegible] ist überflüssig, ich werde nicht müßig sein.“

Don Stefano ergriff die Hand des greisen Jägers, drückte sie herzlich in der seinen und sagte mit bewegter Stimme:

„Freikugel, ich werde Sie nicht an unsere alte Freundschaft erinnern, noch die Dienste, welche ich so glücklich gewesen, Ihnen einige Male zu leisten; ich wiederhole nur Eins, denn ich weiß, daß es genügt, daß das Glück meines Lebens von dem Gelingen unseres Unternehmens abhängt.“

„Schon gut, schon gut, verlassen Sie sich nur auf mich, Don José; ich bin zu alt, um meiner Freundschaft untreu zu werden und, obgleich ich in gegenwärtigem Falle nicht weiß, wer Recht oder Unrecht hat, wünsche ich doch von Herzen, daß das Recht auf Ihrer Seite sei; indessen hat das keinen Einfluß auf meine Handlungsweise, und ich werde, was auch geschehen möge, Ihr treuer, aufrichtiger Kamerad sein.“

„Dank, mein alter Freund, also auf morgen Nacht!“

Nach diesem kurzen Gespräche schickte sich Don Stefano, oder Derjenige, der sich also nennen ließ, an, sich zu entfernen, doch hielt ihn Freikugel durch eine rasche Bewegung zurück.

„Was giebt es?“ fragte der Fremde. Der Jäger legte den Zeigefinger seiner rechten Hand an die Lippen, um ihm Schweigen zu gebieten, und wandte sich

zu Ruperto, welcher der Unterhaltung schweigend beigewohnt hatte.

„Zum Coyoten!" sagte er ihm mit leiser, flüsternder Stimme. Ruperto sprang, ohne zu antworten, wie ein Jaguar auf und verschwand in einem nahen Dickicht von Silberpappeln.

Nach einigen Minuten hörten die beiden Männer, welche, ohne ein Wort zu sprechen, in lauschender Stellung stehen geblieben waren, Rauschen in den Blättern, ein Knacken der Zweige gefolgt von dem Falle eines schweren Körpers, dann war Alles still.

Der Ruf des Käuzchens ließ sich bald darauf vernehmen.

„Ruperto ruft uns," sagte Freikugel, „es ist beendet."

„Was ist denn geschehen?" fragte Don Stefano besorgt.

„Fast nichts," erwiderte der Jäger und winkte ihm zu folgen, „Sie hatten einen Spion im Rücken, das ist Alles."

„Einen Spion?"

„Sie werden es gleich selbst sehen."

„Oho! das klingt ja bedenklich!"

„Nicht so sehr, wie Sie denken, da wir ihn haben."

„Ja, aber dann werden wir den Mann tödten müssen."

„Wer weiß! das wird wahrscheinlich davon abhängen, welche Auskunft er uns geben wird; es ist auf

jeden Fall kein großes Unglück, wenn man solches Ungeziefer zertritt.“

Während dieser Rede war Freikugel mit seinen Gefährten in das Gebüsch getreten.

Domingo war mit Ruperto's Reata fest gefesselt, und machte vergebliche Anstrengungen, sich von seinen Banden zu befreien, die ihm in's Fleisch drangen. Ruperto stand mit den Händen auf den Lauf seines Rifle, dessen Kolben auf der Erde ruhte, gestützt da, und hörte hohnlachend, doch ohne zu antworten, die Fluth von Schmähungen und Schimpfreden mit an, welche die Wuth dem Mestizen erpreßte.

„Dios me ampare!“ sagte Ersterer, indem er sich vor Zorn wand wie ein Viper. „Verdugo del demonio! verfährt man so zwischen ehrlichen Leuten? Bin ich denn eine Rothhaut, daß man mich zusammenschnürt wie ein Bündel Tabak, und mir die Glieder fesselt wie einem Kalbe, das zur Schlachtbank geführt wird? Wenn Du, verfluchter Hund, jemals in meine Hände geräthst, sollst Du mir für den Streich büßen, den Du mir gespielt hast!“

„Mir scheint, lieber Mann,“ sagte Freikugel dazwischentretend, „daß ihr besser thätet, anstatt zu drohen, ehrlich einzugestehen, daß ihr in unserer Gewalt seid, und Euch demgemäß zu benehmen.“

Der Räuber drehte rasch den Kopf, das einzige Glied, welches er zu rühren im Stande war, um.

„Es ziemt Euch wohl, mich „lieber Mann“ zu

nennen und mir gute Lehren zu geben, Ihr alter Moschusratten-Trapper!" versetzte er barsch; „seid Ihr Weiße oder Indianer, daß Ihr einen Jäger so behandelt?"

„Wenn Ihr, anstatt zu belauschen, was Euch nicht anging, würdiger Sennor Domingo, denn so nennt man Euch, wie ich glaube," sagte Don Stefano spottend, „ruhig im Lager geblieben und geschlafen hättet, so würde Euch der kleine Unfall, über welchen Ihr Euch beschwert, nicht zugestoßen sein."

„Ihre Bemerkung ist, wie ich zugeben muß, sehr treffend," versetzte der Räuber ironisch; „indessen, was ist zu thun? Ich habe stets Verlangen getragen, das zu entdecken, was man mir zu verbergen suchte."

Der Fremde warf ihm einen mißtrauischen Blick zu.

„Ist dieses Verlangen schon seit langer Zeit in Euch rege, Freund?" fragte er.

„Seit meiner frühesten Jugend," erwiderte er keck.

„Seht! seht! da habt Ihr mancherlei lernen können."

„Unbeschreiblich viel, mein guter Herr."

Don Stefano wandte sich zu Freikugel.

„Lockern Sie doch die Fesseln jenes Mannes ein wenig, lieber Freund, seine Gesellschaft ist unendlich belehrend: ich wünsche, mich eine Weile an seiner Unterhaltung zu erfreuen."

Der Jäger führte den erhaltenen Auftrag schweigend aus.

Der Räuber athmete befriedigt auf, als er sich leichter bewegen konnte und setzte sich aufrecht.

„Cuerpo de Christo!“ rief er in höhnischem Tone aus, „so kann man es doch wenigstens aushalten, um zu reden.“

„Nicht wahr?“

„Ja, wahrhaftig, ich stehe vollständig und in Allem zu Ew. Gnaden Befehl.“

„Nun, so will ich Eure Dienstfertigkeit benutzen.“

„Verfügen Sie über mich; ich kann nur Vortheile davon haben, wenn ich mich mit Ihnen unterhalte.“

„Meint Ihr?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Nun, Ihr könntet im Grunde auch Recht haben; sagt mir doch, ob Ihr, außer jener edlen Wißbegierde, welche Ihr eingestanden habt, nicht noch etliche andere kleine Fehler habt?“

Der Räuber stellte sich, als ob er sich einige Minuten gewissenhaft prüfe, dann antwortete er in verbindlichem Tone:

„Nein, auf Ehre, Ew. Gnaden, ich finde deren keine.“

„Seid Ihr dessen gewiß?“

„Hm! es wäre möglich; doch glaube ich es nicht.“

„Seht Ihr wohl, daß Ihr es nicht gewiß wißt!“

„Ja, das ist wahr!“ rief der Räuber mit geheu=

chelter Offenheit; die menschliche Natur ist so voll Mängel, wie Ihr ja wißt, Ew. Gnaden."

Don Stefano nickte bejahend.

„Vielleicht, wenn ich Euch auf die Sprünge helfen ....“

„Dann würden wir finden, Ew. Gnaden," fiel ihm Domingo eifrig in's Wort. „Gut, helfen Sie, helfen Sie, es ist mir ganz recht."

„Also zum Beispiel: ich schicke, wohlgemerkt, voraus, daß ich nichts behaupte, sondern nur vermuthe."

„Caraï! Ew. Gnaden, das weiß ich wohl, sprechen Sie ungescheut."

„Also, sage ich, habt Ihr nicht vielleicht eine kleine Vorliebe für das Gold?"

„Besonders wenn es Gold ist."

„Das meine ich eben."

„Das Gold ist aber auch sehr verführerisch, Ew. Gnaden."

„Ich mache es Euch nicht zum Vorwurfe, Freund, ich deute nur an; eine solche Vorliebe ist ja übrigens so natürlich!"

„Nicht wahr?"

„Ihr könnt fast nicht frei davon sein."

„Wahrhaftig, Ew. Gnaden haben richtig gerathen, das muß ich bekennen."

„Seht Ihr, das wußte ich."

„Natürlich nur das auf ehrlichem Wege erworbene Gold!"

„Das versteht sich; also, wir wollen annehmen, es böte Euch Jemand tausend Piaster für die Enthüllung des Geheimnisses, das im Palankine des Don Miguel d'Ortega enthalten ist?"

„Wahrhaftig!" erwiderte der Räuber, indem er seinen durchbohrenden Blick auf den Fremden richtete, der ihn auch forschend ansah.

„Und wenn nun jener Jemand," fuhr Don Stefano fort, „Euch noch außer den tausend Piastern ein kleines Geschenk anböte, wie diesen Ring hier?"

Bei diesen Worten ließ er einen kostbaren Diamanten vor den Augen des Räubers blitzen.

„Ich würde einschlagen! Cuerpo de Christo!" rief dieser mit begehrlicher Miene aus, „sollte ich auch durch die Enthüllung dieses Geheimnisses mein ewiges Seelenheil gefährden!"

Don Stefano wandte sich zu Freikugel.

„Binden Sie den Mann los," sagte er kalt, „wir verstehen uns."

Der Mestize sprang, als er sich frei fühlte, vor Freuden.

„Den Ring!" sagte er.

„Hier ist er," sagte Stefano, ihm denselben überreichend, „abgemacht, also?"

Domingo legte seinen rechten Daumen kreuzweise über den linken, richtete den Kopf stolz empor und sagte mit fester, nachdrücklicher Betonung:

„Beim heiligen Kreuze des Erlösers schwöre ich,

mir die größte Mühe zu geben, um das Geheimniß zu entdecken, welches Don Miguel so sorgfältig bewahrt, ich schwöre ferner, den Caballero, mit welchem ich gegenwärtig unterhandelt habe, nie zu verrathen; diesen Eid lege ich hier in Gegenwart der drei Caballeros ab, und mache mich zugleich verbindlich, für den Fall, daß ich ihn brechen sollte, jede Strafe zu erleiden, die Todesstrafe nicht ausgenommen, welche die drei Caballeros für gut finden werden, mir aufzuerlegen."

Der Eid, welchen Domingo ablegte, ist der feierlichste, welchen ein Hispano-Amerikaner leisten kann.

Man hat kein Beispiel, daß er jemals gebrochen worden.

Don Stefano verbeugte sich, zum Zeichen, daß er von der Redlichkeit des Räubers überzeugt sei.

Plötzlich knallten mehrere Flintenschüsse in geringer Entfernung, welchen ein furchtbares Geschrei folgte.

Freikugel schrak zusammen.

„Don José," sagte er, indem er dem Fremden die Hand auf die Schulter legte, „Gott begünstigt uns; kehren Sie nach dem Lager zurück: morgen Nacht habe ich Ihnen wahrscheinlich Neuigkeiten mitzutheilen."

„Aber jene Flintenschüsse?"

„Kümmern Sie sich nicht darum, kehren Sie nach dem Lager zurück, sage ich, und lassen Sie mich nur machen."

„Gut, ich gehe, da sie es wollen."

„Morgen?“

„Morgen.“

„Und ich?“ fragte Domingo, „Caramba, Kameraden, wenn Ihr das Messer zieht, so könntet Ihr mich mit Euch nehmen.“

Der alte Jäger blickte ihn durchdringend an.

„Nun,“ antwortete er nach kurzem Bedenken, „Euer Einfall ist nicht so übel, kommt nur mit, wenn Ihr es wollt.“

„Das lasse ich mir gefallen, nun habe ich gleich eine Entschuldigung für meine Entfernung aus dem Lager.“

Don Stefano lächelte; er erinnerte Freikugel noch ein Mal daran, daß sie sich in der nächsten Nacht wieder treffen wollten, trat aus dem Gebüsche und kehrte nach dem Lager zurück.

Die Jäger blieben mit dem Mestizen allein.

Viertes Kapitel

Indianer und Jäger.

Der Rio-Colorado bildete an der Stelle, wo unsere drei Jäger standen, wie schon gesagt, eine breite Fläche, deren silberne Fluthen durch eine herrliche, malerische Landschaft rollten.

Am jenseitigen Ufer erhoben sich von Zeit zu Zeit großartig kühne Berge, die einen imposanten Eindruck machten; an andern Orten floß der Strom durch üppige, lachende Wiesen oder durch schattige, dichtbewaldete Thäler.

In einem jener Thäler legte die Pirogue Freikugels an; die Jäger wären hinter dem Schutze der dichten Waldbäume, welche sie von allen Seiten umgaben, selbst am Tage, vor jedem neugierigen Blicke gesichert gewesen, um so mehr war es zu der vorgerückten Stunde der Nacht, unter den bleichen Strahlen des Mondes der Fall; sie konnten sich für vollkommen sicher halten. Freikugel entwarf, durch seine

günstige Stellung beruhigt, so bald ihn Don Stefano verlassen hatte, seinen Operationsplan mit jener Umsicht, welche sich nur durch einen langen Aufenthalt in der Wildniß erlangen läßt.

„Kamerad," sagte er zu dem Mestizen, „seid Ihr in der Prairie bekannt?"

„Gewiß nicht so gut, wie Ihr, alter Trapper," antwortete dieser bescheiden; „aber immer noch genug, um Euch bei dem Unternehmen, welches Ihr vorhabt, von Nutzen sein zu können."

„Die Antwort gefällt mir, es liegt eine aufrichtige Gesinnung darin, hört mich aufmerksam an: die Furchen meines Gesichtes sowohl, als die Farbe meines Haares müssen Euch deutlich genug bezeugen, daß ich einige Erfahrung besitze; ich habe mein ganzes Leben im Walde zugebracht, ich kenne jeden Grashalm, jeder Laut ist mir vertraut, jede Fährte verstehe ich zu entdecken; vor wenigen Augenblicken sind in geringer Entfernung von uns, mehrere Schüsse gefallen, und das Kriegsgeschrei der Indianer ließ sich vernehmen; ich bin gewiß, unter jenen Schüssen das Knallen der Büchse eines Mannes erkannt zu haben, welchem ich eine warme Freundschaft gewidmet; jener Mann befindet sich jetzt in Gefahr, er kämpft wider die Apachen, welche ihn im Schlafe überfallen und angegriffen haben. Nach der Zahl der Schüsse zu schließen hat mein Freund höchstens zwei Gefährten bei sich; wenn wir ihm nicht zu Hülfe eilen, ist er verloren,

denn seine Feinde sind zahlreich; ich beabsichtige einen fast tollkühnen Handstreich; alle Umstände sind gegen uns; besinnt Euch, ehe Ihr antwortet, seid Ihr immer noch entschlossen, uns zu begleiten, kurz in meiner und Ruperto's Gesellschaft Euren Skalp auf's Spiel zu setzen?"

„Bah!" antwortete der Räuber sorglos, „man stirbt jedoch nur ein Mal; vielleicht bietet sich mir nicht leicht wieder eine so schöne Gelegenheit, ehrlich zu sterben. Verfügt über mich, alter Trapper, ich bin der Eure mit Leib und Seele."

„Gut; die Antwort habe ich erwartet. Es war indessen meine Pflicht, Euch darauf aufmerksam zu machen, welchen Gefahren Ihr entgegengeht; nun wollen wir weiter keine Worte machen, sondern handeln, denn die Zeit drängt, und jeder Augenblick des Verzugs ist eine Ewigkeit für Denjenigen, welchen wir retten wollen. Tretet in die Spuren meiner Mokkasens, seid wachsam, ganz besonders seid vorsichtig und thut nichts ohne meinen Befehl; fort!"

Freikugel untersuchte hierauf sorgfältig das Schloß seiner Büchse, welche Vorsichtsmaßregel seine Gefährten gleichfalls befolgten, und orientirte sich dann während einigen Sekunden; hierauf schritt er, von dem untrüglichen Instinkte des Jägers geleitet, den man beinahe Hellsehen nennen möchte, rasch und schweigend nach der Richtung, wo der Kampf statt fand und winkte seinen Gefährten, ihm zu folgen.

Es ist fast unmöglich, sich eine richtige Vorstellung von einer nächtlichen Wanderung durch die Prairie zu machen, wo man zu Fuß durch das Dickicht dringen, sich durch einander gewirrte Zweige und Schlinggewächse, welche ihre Ranken nach allen Richtungen ausstrecken, Bahn brechen muß; man wandert auf einem schwankenden Boden, der aus allen möglichen seit Jahrhunderten aufgehäuften Abfällen besteht und bald mehrere Fuß hohe Hügel, bald tiefe Gräben bildet. Es ist nicht unschwer, inmitten dieses Durcheinanders dieses unentwirrbaren Chaos eine bestimmte Richtung beizubehalten, wenn man in gerader Linie fortschreitet, ohne sich verrathen zu wollen, sondern das Fortkommen ist fast eine Sache der Unmöglichkeit, wenn man sich geräuschlos Weg bahnen will, wenn kein Zweig fortschnellen, kein Blatt rascheln soll, denn so leise ein solcher Laut auch wäre, würde er doch hinreichend sein, den Feind, welchen man überfallen will, aufmerksam zu machen.

Nur eine lange Gewohnheit kann dem Menschen die nöthige Geschicklichkeit verleihen, um eine so schwierige Aufgabe zu lösen.

Diese Geschicklichkeit besaß Freikugel in hohem Grade; es schien, als ob er die bei jedem Schritte neu erstehenden Hindernisse errathe, deren geringste in einem ähnlichen Falle den entschlossensten Menschen würden abgeschreckt haben.

Die beiden andern Jäger brauchten nur dem von

ihrem Führer eben so mühsam als geschickt gebahnten Wege zu folgen. Glücklicherweise befanden sich die Abenteurer nur in geringer Entfernung von Denjenigen, welche sie retten wollten; sonst hätten sie fast die ganze Nacht gebraucht, um zu ihnen zu gelangen. Freikugel hätte, wenn er wollte, am Rande des Waldes entlang im hohen Grase wandern können, was ungleich leichter und besonders weniger ermüdend gewesen wäre; aber der Jäger hatte mit seinem gewohnten Scharfblicke erkannt, daß die Richtung, welche er eingeschlagen, die einzige sei, welche ihn unmittelbar auf den Kampfplatz führen müsse, ohne von den Indianern bemerkt zu werden, denn, trotz aller ihrer Klugheit würden sie nimmermehr vermuthen, daß es Jemand wagen könnte, einen solchen Weg zu wählen.

Nach einer ungefähr viertelstündigen Wanderung blieb Freikugel stehen. Die Jäger hatten ihr Ziel erreicht.

Als sie das Gestrüpp und die Zweige ein wenig bei Seite bogen, bot sich ihnen folgendes Schauspiel:

Kaum zehn Schritte von ihnen entfernt, befand sich eine Lichtung; in der Mitte derselben brannten drei Feuer, an welchen Apachen-Krieger feierlich rauchend saßen, indessen ihre Pferde an Pfähle gebunden, das junge Gras abweideten.

Zielegut stand gleichmüthig neben den Häuptlingen, stützte sich auf seinen Rifle und wechselte von Zeit zu Zeit einige Worte mit ihnen. Freikugel konnte sich nicht erklären, was er vor sich sah. Alle jene Männer

schienen mit dem Jäger im besten Einverständnisse zu sein, indessen Letzterer weder durch Geberden noch Mienen irgend eine Besorgniß verrieth.

Wir müssen, um dem Leser die sonderbare Lage, in welcher sich jene Männer gegenseitig befanden, recht anschaulich zu machen, einige Schritte zurückgehen.

Wir haben schon erzählt, daß Zielegut, nach dem unerwarteten Angriffe der Indianer, denselben entgegengeeilt war, indem er einen Bisampelz, zum Zeichen des Friedens, flattern ließ. Die Indianer waren stehen geblieben, um die Erklärung des Jägers mit jener rücksichtsvollen Höflichkeit entgegenzunehmen, welche sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legen. Zwei Häuptlinge waren ihm sogar entgegengegangen, um ihn höflich zu bitten, sich auszusprechen.

„Was verlangt mein Bruder, das Bleichgesicht?“ fragte einer der Häuptlinge mit einer Verbeugung.

„Kennt mich mein rother Bruder nicht? muß ich denn meinen Namen nennen, damit er wisse, wer zu ihm redet?“ antwortete Zielegut mißmuthig.

„Das ist unnöthig; ich weiß, daß mein Bruder ein großer, weißer Krieger ist; meine Ohren stehen offen, ich warte der Erklärung, welche er mir zu geben hat.“

Der Jäger zuckte verächtlich die Achseln.

„Sind die Apachen denn feige, raubsüchtige Coyoten geworden, daß sie heerdenweise in der Prairie auf

die Jagd ausziehen? Warum haben Sie mich angegriffen?"

„Mein Bruder weiß es."

„Nein, ich weiß es nicht, sonst würde ich nicht fragen. Die Antilopen=Apachen hatten einen großen Krieger, Namens der Rothe Wolf zum Häuptlinge; derselbe war mein Freund, und ich hatte einen Vertrag mit ihm geschlossen; aber der Rothe Wolf ist todt; wahrscheinlich ziert sein Skalp die Hütte eines Comanchen, weil die jungen Leute seines Stammes über mich her fallen, und mich, des geschwornen Friedens uneingedenk, hinterlistig im Schlafe überfallen."

Der Häuptling richtete sich auf und rollte die Brauen.

„Das Bleichgesicht hat, wie alle seine Landsleute, eine Schlangenzunge," sagte er barsch; „sein Herz ist verschlossen und die Worte, welche seine Brust athmet, sind eben so viele Lügen; der Rothe Wolf ist nicht todt, sein Skalp ziert nicht die Hütte eines Comanchen=Hundes, er ist noch immer der oberste Sachem der Antilopen=Apachen, der Jäger weiß es recht gut, da er gegenwärtig mit ihm spricht."

„Es freut mich, daß mein Bruder sich genannt hat," antwortete der Jäger, „ich würde ihn sonst an seiner Handlungsweise nicht erkannt haben."

„Ja, es befindet sich ein Verräther zwischen uns," fuhr der Häuptling in trockenem Tone fort; „aber jener Verräther ist ein Bleichgesicht und kein Indianer!"

„Ich erwarte, daß sich mein Bruder deutlicher erkläre, denn ich verstehe ihn nicht, ein Nebel liegt vor meinen Augen und ein Schleier auf meinem Geiste; ich zweifle nicht, daß die Worte des Häuptlings jene Wolke verscheuchen werden."

„Ich wünsche es! Der Jäger antworte mir mit ehrlicher, unumwundener Zunge; seine Stimme ist eine Musik, die lange in meinem Ohre erklungen und mein Herz erfreut hat, es würde mich freuen, wenn mir seine Erklärung den Freund zurückgäbe, welchen ich verloren zu haben glaubte."

„Mein Bruder kann mich fragen! ich werde seine Fragen beantworten!"

Auf einen Wink des Rothen Wolfes hatten die Apachen mehrere Feuer angezündet, und ein provisorisches Lager aufgeschlagen. Trotz seiner Schlauheit konnte sich der Häuptling des Zweifels nicht erwehren, und er wollte den weißen Jäger, welchen er fürchtete, beweisen, daß er ehrlich handele, und keine bösen Absichten auf ihn habe. Als die Apachen sahen, welches gute Einverständniß zwischen ihrem Sachem und dem Jäger zu herrschen schien, beeilten sie sich, die erhaltenen Befehle auszuführen. Jede Spur des Kampfes wurde sofort beseitigt, und die Lichtung diente friedlichen Jägern als Lager, welche den Besuch eines Freundes empfangen.

Zielegut mußte über den Erfolg seiner List still für sich lächeln, so wie über die Art und Weise, wie

er der Sache mit wenigen Worten eine andere Wendung zu geben gewußt hatte; indessen machte ihm die Erklärung, welche der Häuptling von ihm forderte, doch einige Sorge; er fühlte, daß er sich in einem Wespenneste befinde, aus welchem er, wenn ihm nicht ein glücklicher Zufall zu Hülfe kam, er noch keinen Ausweg wußte.

Der Rothe Wolf forderte den Jäger auf, neben ihm am Feuer Platz zu nehmen, welches Anerbieten Letzterer sich wohl hütete, anzunehmen, da er noch nicht wußte, wie sich die Dinge gestalten würden, und sich daher einen Rettungsweg offen lassen wollte, für den Fall, daß die Erklärung stürmisch werden sollte.

„Ist der bleiche Jäger bereit, zu antworten?“ fragte der Rothe Wolf.

„Ich warte auf die Fragen meines Bruders.“

„Gut! Mein Bruder öffne denn die Ohren, ein Häuptling wird reden.“

„Ich höre.“

„Der Rothe Wolf ist ein berühmter Häuptling; sein Name ist gefürchtet bei den Comanchen, welche vor ihm fliehen, wie schüchterne Weiber. Einst drang der Rothe Wolf an der Spitze seiner jungen Leute in ein Altepetl (Dorf) der Comanchen, die Bisam-Comanchen jagten in der Prairie, ihre Krieger und jungen Leute waren abwesend! der Rothe Wolf verbrannte die Calli und führte die Frauen als Gefangene mit fort; ist das wahr?“

„Das ist wahr!" antwortete der Jäger mit einer Verbeugung.

„Unter jenen Frauen war Eine, für welche das Herz des Apachen-Häuptlings gesprochen hatte; die Frau war die Cihuatl des Sachem der Bisam-Comanchen. Der Rothe Wolf brachte sie zu seinem Stamme, und behandelte sie nicht wie eine Gefangene, sondern wie eine geliebte Schwester. Was that der bleiche Jäger?"

Der Häuptling hielt inne und warf einen strengen Blick auf Zielegut; dieser verzog keine Miene.

„Ich erwarte, daß mich mein Bruder anklage, damit ich wisse, was er mir vorzuwerfen hat," sagte er.

Der Rothe Wolf fuhr mit etwas lebhafterer Betonung fort:

„Der bleiche Jäger mißbrauchte die Freundschaft des Häuptlings drang in sein Altepetl, unter dem Vorwande, seinen rothen Bruder besuchen zu wollen, und da er von allen gekannt und geliebt war, konnte er das Dorf nach Gefallen durchschweifen, jeden Winkel erforschen und, als er die Zaunrose entdeckt hatte, raubte er sie während einer finstern Nacht, wie ein Verräther und Bube!"

Bei dieser Beleidigung griff der Jäger mit krampfhafter Hast nach dem Laufe seines Rifle, doch fand er bald seinen Gleichmuth wieder und sagte:

„Der Häuptling ist ein großer Krieger, er redet gut, die Worte strömen seinem Munde mit hinreißender

Beredtsamkeit zu; unglücklicherweise läßt er sich von der Leidenschaft verblenden, und erzählt die Dinge nicht wie sie wirklich sind."

„Uah!" rief der Häuptling aus, „der Rothe Wolf ist also ein Lügner, und seine falsche Zunge muß den Hunden vorgeworfen werden."

„Ich habe den Häuptling geduldig angehört, jetzt ist es an ihm, mir zuzuhören."

„Gut! mein Bruder mag reden."

In dem Augenblicke ließ sich ein Pfeifen so schwach wie ein Hauch vernehmen; die Indianer achteten nicht darauf, aber der Jäger erbebte, sein dunkles Auge blitzte und ein triumphirendes Lächeln umflog seine Lippen.

„Ich werde mich kurz fassen," sagte er, „ich habe mich allerdings in das Dorf meines Bruders begeben, aber offen und ehrlich, um, im Namen des oberen Sachem der Bisam-Comanchen, Mahchsi-Karehde, seine Frau zurückzufordern, welche der Rothe Wolf entführt hatte; ich habe ein bedeutendes Lösegeld für dieselbe geboten, nämlich vier Eruhpas (Flinten) — sechs weibliche Bisampelze und zwei Halsbänder von Klauen des grauen Bären; das that ich in der Absicht, einem Kriege zwischen den Bisam-Comanchen und den Antilopen-Apachen vorzubeugen; mein Bruder, der Rothe Wolf hat mein freundliches Anerbieten statt es anzunehmen, verachtet; hierauf habe ich ihm angekündigt, daß der Fliegende Adler seine Frau, die in hinterli-



stiger Weise während seiner Abwesenheit aus seinem Dorfe entführt worden, im Guten oder Bösen wieder nehmen werde, worauf ich mich entfernt habe. Welchen Vorwurf kann mir mein Bruder machen? In wie fern habe ich ihm Unrecht gethan? Der Fliegende Adler hat sein Weib zurückgenommen und Recht daran gethan, denn dazu war er berechtigt; dagegen kann der Rothe Wolf nichts einwenden, denn er würde in einem ähnlichen Falle eben so handeln; ich habe gesprochen, mein Bruder mag antworten, wenn ihm sein Herz sagt, daß ich Unrecht habe."

„Gut!" antwortete der Häuptling, „mein Bruder war eben hier mit Zaunrose, und wird mir sagen, wo sie sich versteckt hat; der Rothe Wolf wird sie zurücknehmen, und dann werden zwischen ihm und seinem Freunde keine Wolken mehr sein."

„Der Häuptling wird jene Frau, welche ihn nicht liebt, und nicht die Seinige werden kann, vergessen; das wird weit besser sein und zwar um so mehr, als der Fliegende Adler sich nicht wird willig finden lassen, sie auszuliefern."

„Der Rothe Wolf hat Krieger, die seine Worte unterstützen," sagte der Indianer stolz, „der Fliegende Adler ist allein, wie kann er sich dem Willen des Sachem widersetzen?"

Zielegut lächelte.

„Der Fliegende Adler hat zahlreiche Freunde," sagte er; „gegenwärtig hat er sich in das Lager der

Bleichgesichter geflüchtet, der Rothe Wolf kann die Feuer derselben dort durch die Nacht leuchten sehen; mein Bruder habe Acht! ich glaube Tritte im Walde zu hören."

Der Indianer stand hastig auf; in dem Augenblicke traten drei Männer in die Lichtung; es waren Freikugel, Ruperto und Domingo.

Bei ihrem Anblicke standen die Apachen, welche sie sehr gut kannten, lärmend auf und stießen einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus, und griffen nach ihren Waffen. Die drei Jäger kamen ruhig näher, ohne sich, wie es schien um die feindseligen Geberden zu kümmern.

Wir wollen das Erscheinen der Jäger mit wenigen Worten erklären und berichten, wie sie durch ihr Dazwischenkommen der Lage der Dinge ein anderes Ansehen gaben.



Fünftes Kapitel.

Gegenseitige Erklärungen.

Freikugel und seine Gefährten konnten in ihrer Stellung nicht nur Alles sehen was in der Lichtung vorging, sondern auch, ohne ein Wort davon zu verlieren, die Unterhaltung des Rothen Wolfes und Zielegut's belauschen.

Die beiden kanadischen Jäger waren schon seit Jahren vertraute Freunde; sie hatten häufig gemeinschaftlich eines jener kühnen Unternehmen gewagt, wie sie die Waldläufer gegen die Indianer ausführen; die zwei Männer hatten keine Geheimnisse vor einander, sie theilten Alles mit einander, ihren Haß sowohl als ihre Liebe. Freikugel war mit den Ereignissen, auf welche der Rothe Wolf anspielte, vollkommen vertraut, und würde wahrscheinlich, wenn ihn nicht gewisse Ursachen, welche wir später kennen lernen werden, daran verhindert hätten, seinem Freunde geholfen haben, dem Apachen-Häuptlinge die Zaunrose wieder zu entreißen. Indessen blieb ihm ein Umstand immer noch dunkel:

das war die Gegenwart Zielegut's unter den Indianern, das Treffen, dessen Schüsse er vernommen, und das mit einer freundschaftlichen Unterhaltung zu enden schien.

Durch welche Verkettung von Umständen befand sich Zielegut, der Mann, welcher mit der Hinterlist der Indianer am meisten vertraut, und dessen Ruf in Hinsicht auf Gewandtheit und Muth unter den Jägern und Trappern der westlichen Prairien allgemein verbreitet war, in einer so zweifelhaften Lage, in der Mitte von dreißig bis vierzig Apachen, den falschesten, hinterlistigsten und grausamsten aller Indianerstämme, welche die Wildniß nach allen Richtungen durchkreuzen; das war es, was dem würdigen Jäger unbegreiflich schien und ihn nachdenklich machte. Er beschloß, seinem Freunde, auf alle Gefahr hin, seine Nähe bemerkbar zu machen, und bediente sich dazu eines, seit langer Zeit zwischen ihnen gebräuchlichen Zeichens, um ihm anzukündigen, daß er im Falle der Noth auf einen Freund rechnen könne. Da ließ er das leise Pfeifen ertönen, bei welchem der Jäger erbebte. Dieses Zeichen führte aber noch ein Resultat herbei, auf welches Freikugel keineswegs gefaßt war; die Zweige des Baumes, gegen dessen Stamm sich der Kanadier lehnte, wurden leise aus einander gebogen, ein Mann ließ sich am Arme hinuntergleiten und fiel zwei Schritte vor ihm auf den Boden, aber so leicht, daß sein Fall nicht das kleinste Geräusch verursachte.

Freikugel erkannte den Mann, der gewissermaßen aus den Wolken zu fallen schien, auf den ersten Blick; vermochte er es, mit gewohnter Geistesgegenwart über sich, die Ueberraschung, welche er bei seinem Anblicke empfand, nicht laut werden zu lassen.

Der Jäger stützte den Kolben seines Rifle auf die Erde und grüßte den Indianer höflich.

„Eigenthümlicher Geschmack den Sie da haben, Häuptling, sich zu dieser Stunde der Nacht in den Wipfeln der Bäume zu ergehen;“ sagte er lächelnd zu ihm.

„Der Fliegende Adler lauert den Indianer auf,“ antwortete der Indianer in dumpfem Tone; „hat mein Bruder nicht erwartet, mich zu sehen?“

„In der Prairie muß man auf Alles gefaßt sein, Häuptling; ich gestehe, daß mir wenig Begegnungen so angenehm sind, als die Ihrige, besonders jetzt.“

„Ist mein Bruder auf der Fährte der Antilopen.“

„Ich muß auf Ehre bekennen, Häuptling, daß ich vor einer Stunde nicht ahnte, daß ich denselben so nahe sei. Hätte ich ihre Schüsse nicht gehört, so würde ich wahrscheinlich jetzt ruhig in meinem Lager liegen und schlafen.“

„Ja, mein Bruder hat den Rifle eines Freundes singen hören und ist gekommen.“

„Richtig errathen, Häuptling. Aber nun müßt Ihr mir sagen, um was es sich handelt, denn ich weiß gar nichts.“

„Hat mein bleicher Bruder nicht gehört was der Rothe Wolf sagte?“

„Allerdings, ist das Alles?“

„Ja, das ist Alles, der Fliegende Adler hat seine Frau zurückgenommen; die Apachen haben ihn wie feige Coyoten verfolgt und diese Nacht an seinem Feuer überfallen.“

„Ganz gut; ist die Zaunrose in Sicherheit?“

„Zaunrose ist ein Comanchen-Weib, und kennt keine Furcht.“

„Ich weiß es; sie ist ein gutes Geschöpf, aber das ist es nicht, um was es sich augenblicklich handelt, was denkt Ihr zu thun?“

„Den günstigen Augenblick abwarten, mein Kriegsgeschrei erheben und die Hunde überfallen.“

„Hm! Euer Plan ist ein wenig rasch; ich werde, wenn Ihr es erlaubt, etwas daran ändern.“

„Die Weisheit spricht aus dem Munde des bleichen Jägers; der Fliegende Adler ist jung; er wird ihm gehorchen.“

„Gut; um so mehr, als ich nur zu Eurem Besten handeln werde; jetzt laßt mich lauschen, die Unterhaltung scheint eine, für uns, sehr interessante Wendung zu nehmen.“

Der Indianer verbeugte sich schweigend, und Freikugel beugte sich vor, um besser zu hören, was gesprochen wurde.

Nach einigen Augenblicken hielt es der Jäger wahr-

scheinlich für angemessen, sich einzumischen, denn er wandte sich zu den Häuptling und sagte in demselben flüsternden Tone, in welchem er sich bisher mit ihm unterhalten:

„Mein Bruder überlasse mir die Beendung dieser Angelegenheit; seine Gegenwart würde mehr schaden als nützen, wir dürfen es nicht wagen, mit einer so bedeutenden Ueberzahl einen Kampf einzugehen, die Vorsicht verlangt, daß wir unsere Zuflucht zur List nehmen."

„Die Apachen sind Hunde," brummte der Comanche zornig.

„Ich stimme Ihnen bei; indessen müssen wir für den Augenblick unsere Meinung zurückhalten. Wir werden bald Vergeltung üben, das glaubt mir nur; überdies sind wir im Vortheile, weil wir sie hintergehen."

Der Fliegende Adler senkte den Kopf.

„Versprecht mir," fuhr der Häuptling fort, „keine Bewegung zu thun, ohne auf einen Wink von mir zu warten?"

„Der Fliegende Adler ist ein Sachem, er hat gesagt, daß er dem Graukopfe gehorchen werde."

„Gut; seht jetzt zu, Ihr werdet nicht lange zu warten brauchen."

Nach diesen, mit seinem gewöhnlichen zweideutigem Lächeln gesprochenen Worten, brach sich der alte Jäger entschlossen Bahn durch das Gestrüpp und trat mit festem Schritte in die Lichtung, gefolgt von seinen beiden Gefährten.

Wir haben schon erzählt, welchen Eindruck diese unvermuthete Erscheinung hervorbrachte.

Der Fliegende Adler war wieder auf seinen Wachposten auf dem Gipfel des Baumes zurückgekehrt, welchen er nur verlassen hatte, um mit dem alten Jäger zu reden und ihm die nothwendige Auskunft zu geben. Freikugel blieb neben Zielegut stehen.

„Freund," redete er ihn auf Spanisch an, welche Sprache die Mehrzahl der Indianer versteht, „Euer Befehl ist vollzogen; der Fliegende Adler und seine Frau sind jetzt im Lager der Gambusinos."

„Gut," antwortete Zielegut, der die Absicht seines Freundes sofort verstand; „wer sind die beiden Männer, welche Euch begleiten."

„Zwei Jäger, welche der Anführer der Gachupinos mir zur Begleitung mitgegeben hat, trotzdem ich ihn versichert habe, daß Ihr Euch unter Freunden befindet; er selbst wird bald an der Spitze von dreißig Reitern eintreffen."

„Kehrt zu ihm zurück und sagt ihm, daß er sich nicht zu bemühen brauche, oder, nein, ich will lieber selbst gehen, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen."

Diese Worte aus dem Munde eines Mannes, welchen die anwesenden Indianer häufig Gelegenheit gehabt zu schützen, machten einen nicht zu schildernden Eindruck auf sie. Die Rothhäute vereinen, wie wir schon öfter in früheren Werken erwähnt haben, die größte Tollkühnheit mit der größten Vorsicht, und

unternehmen Nichts, ohne zuvor das Für und Wider genau erwogen zu haben. Sobald die Schwierigkeiten größer scheinen als die Aussicht auf Gelingen, scheuen sie sich nicht, zurückzutreten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das, was wir in Europa Ehre nennen, bei ihnen nur eine Nebenrolle spielt, und nur das Gelingen geschützt wird.

Der Rothe Wolf war ohne Zweifel ein tapferer Mann, er hatte in vielen Kämpfen unzählige und unzweifelhafte Beweise davon gegeben; doch stand er nicht an, seine geheimen Wünsche der allgemeinen Wohlfahrt zu opfern, und bewies dadurch, wie uns dünkt, in hohem Grade, daß er jenen Gemeinsinn und angebornen Patriotismus besitze, der die Indianer so stark macht. Der Apachen-Häuptling ließ sich, trotz seiner Schlauheit, durch Freikugel vollständig täuschen, dessen unerschütterliche Ruhe, und unerwartetes Dazwischentreten hinreichend gewesen wäre, um einen noch klügeren Menschen irre zu machen, als den, welchen er vor sich hatte. Der Rothe Wolf faßte einen raschen, offenen Entschluß.

„Mein Bruder der Graukopf ist vollkommen in meinem Lager," sagte er. „Mein Herz freut sich, einen Freund zu empfangen, seine Gefährten und er können am Berathungsfeuer Platz nehmen, das Calumet eines Häuptlings ist bereit für sie."

„Der Rothe Wolf ist ein großer Häuptling," antwortete Freikugel, „ich fühle mich glücklich über die

wohlwollende Gesinnung, welche er gegen mich hegt; ich würde sein Anerbieten mit dem größten Vergnügen annehmen, wenn mich nicht wichtige Gründe nöthigten, so bald wie möglich zu meinen Brüdern zurückzukehren. Die Bleichgesichter erwarten mich in geringer Entfernung von der Stelle, wo die Antilopen-Apachen ihr Lager aufgeschlagen haben.

„Ich hoffe, daß sich keine Wolke zwischen den Graukopf und seinen Bruder, den Rothen Wolf, erhoben hat,“ sagte er in einschmeichelnden Tone, „zwei Krieger sollen sich achten.“

„Das denke ich auch, Häuptling, deshalb bin ich auch so ohne alle Umstände in Euer Lager gekommen, da es mir doch ein Leichtes gewesen wäre, mich von einigen Kriegern meines Volkes begleiten zu lassen.“

Freikugel wußte recht gut, daß die Indianer Spanisch verstehen, und ihnen mithin kein Wort von dem, was er mit Zielegut gesprochen hatte, entgangen war; es lag sowohl in seinem Interesse, als in dem seiner Freunde, sich zu stellen, als ob er es nicht wisse, und die hinterlistigen Höflichkeiten des Häuptlings für baare Münze zu nehmen.

„Seine Freunde, die Bleichgesichter, lagern nicht weit von hier?“ fuhr der Häuptling fort.

„Ja,“ antwortete Freikugel, „kaum vier bis fünf Pfeilwürfe von hier, in westlicher Richtung.“

„Uah! das thut mir leid,“ meinte der Indianer,



„Ich hätte sonst meine Brüder nach ihrem Lager begleitet."

„Was hindert Euch, mitzukommen," sagte der alte Jäger unbefangen; „fürchtet Ihr etwa einen unfreundlichen Empfang?"

„Oh! wer sollte es wagen, den Rothen Wolf nicht aufnehmen zu wollen und ihm die ihm gebührende Ehre zu erweisen?" versetzte der Apache hochfahrend.

„Gewiß Niemand."

Der Rothe Wolf neigte sich zu einem untergebenen Häuptlinge und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr: der Mann stand auf und verließ die Lichtung. Die Jäger bemerkten es nicht ohne Besorgniß, und wechselten einen Blick, welcher bedeutete: Sein wir auf unserer Hut. Sie traten hierauf unbefangen einige Schritte zurück, und näherten sich einander unmerklich um bei dem zornigsten verdächtigen Anzeichen, bereit zu sein; die Arglist derjenigen, unter welchen sie sich befanden, war ihnen bekannt, und sie waren von denselben auf Alles gefaßt, der von dem Häuptlinge abgesandte Indianer kam jetzt in die Lichtung zurück; er war kaum zehn Minuten abwesend gewesen.

„Nun?" fragte ihn der Rothe Wolf.

„Militji, es ist wahr" sagte der Indianer lakonisch.

Das Gesicht des Sachem verfinsterte sich, er glaubte nun versichert sein zu können, daß ihn Freikugel nicht hintergangen habe; denn der Mann war beauftragt, sich zu überzeugen, ob man wirklich

das Lagerfeuer der Weißen in einiger Entfernung sehe; die Antwort seines Boten bewies ihm, daß kein Verrath möglich sei, man daher fortfahren müsse, freundschaftliche Gesinnungen zu heucheln, und sich auf schickliche Weise von den unbequemen Gästen, deren er sich so gern auf andere Weise entledigt hätte, verabschieden müsse.

Die Pferde wurden, auf seinen Befehl, losgebunden, und die Krieger schwangen sich in den Sattel.

„Der Tag ist nahe," sagte er, „der Mond ist in den großen Berg zurückgekehrt; ich breche mit meinen jungen Leuten auf; möge der Wacondah meine bleichen Brüder beschützen."

„Ich danke Euch, Häuptling," antwortete Zielegut, „Ihr kommt also nicht mit mir?"

„Wir verfolgen nicht denselben Weg," antwortete der Häuptling trocken, und ließ seinem Pferde den Zügel schießen.

„Das ist wahrscheinlich, verfluchter Hund," brummte Freikugel zwischen den Zähnen.

Die ganze Truppe entfernte sich mit verhängtem Zügel und verschwand in der Dunkelheit; bald waren die Tritte derselben verhallt, und verloren sich in der Ferne mit jenen unerklärlichen Lauten, welche die feierliche Stille der Wildniß ohne Unterlaß unterbrechen.

Die Jäger waren allein. Es erging ihnen fast wie den Auguren der alten Römer, die sich nicht ansehen konnten, ohne zu lachen, denn beinahe hätten sie sich,

nachdem sich die Apachen so hastig entfernt, laut in's Gesicht gelacht. Auf einen Wink Zielegut's kam der Fliegende Adler mit Zaunrose herbei und gesellten sich zu den Waldläufern, welche sich bereits ohne Umstände am Feuer niedergelassen hatten, von welchem sie ihre Feinde so schlau vertrieben hatten.

„Hm!" meinte Freikugel, während er seine Pfeife stopfte, „ich werde wohl noch lange über den Streich lachen müssen, er ist fast eben so gelungen wie der, welchen ich oben in Aarkansas den Pawnis im Jahre 1827 gespielt habe. Ich war damals noch sehr jung und durchstreifte die Prairie kaum seit einigen Jahren, war daher noch nicht so vertraut mit den Teufeleien der Indianer; ich besinne mich, daß . . . ."

„Aber durch welchen Zufall treffe ich Sie hier, Freikugel?" fragte ihn sein Freund, ihn rasch unterbrechend.

Zielegut wußte, daß sobald Freikugel eine Geschichte anfing, er sobald kein Ende finden könne; der würdige Mann hatte im Laufe seines langen, thatenreichen Lebens, so viel merkwürdige Dinge gesehen und gehört, daß ihm die geringfügigste Begebenheit, deren Zeuge er war, oder die ihm begegnete Veranlassung gab, eine seiner endlosen Erzählungen anzufangen; seine Freunde, die diese Schwäche kannten, unterbrachen ihn ohne Umstände; man muß übrigens Freikugel die Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugestehen, daß er solche Unterbrechungen nie übel nahm; er fing zwar zehn Minuten nachher eine andere Er-

zählung an, die man eben so schnell unterbrach wie die erste, ohne daß er darüber böse wurde.

Auf Zielegut's Frage antwortete er:

„Wir werden schwatzen, und ich will es Ihnen erzählen. Dann wandte er sich zu Domingo: Mein Freund, sagte er ihm, ich danke Euch für den Beistand, welchen Ihr uns geleistet habt; kehrt nach dem Lager zurück, und vergeßt nicht Euer Versprechen, und versäumt besonders nicht, das, was Ihr gesehen habt, dem Bewußten mitzutheilen.“

„Abgemacht, alter Trapper. Seid unbesorgt. Lebt wohl.“

„Glück auf den Weg.“

Domingo warf seinen Rifle über die Schulter, zündete seine Pfeife an, und schritt raschen Schrittes auf das Lager zu, welches nicht weit entfernt war, und wo er eine Stunde später anlangte.

„So,“ sagte Zielegut, „nun steht wohl einer Antwort auf meine Frage nichts mehr im Wege?“

„Doch, mein Freund, noch ein Umstand.“

„Welcher?“

„Die Nacht ist bald vorüber; sie ist für uns Alle anstrengend gewesen; einige Stunden Schlaf sind uns, wenn nicht unbedingt nothwendig, doch wenigstens erwünscht, und zwar um so mehr, als wir Zeit haben.“

„Sagen Sie mir nur ein Wort, dann sollen Sie schlafen dürfen, so lange Sie wollen.“

„Lassen Sie das Wort hören."

„Wie kommt es, daß Sie zu so gelegener Zeit hier waren, nnd mir beigestanden haben?"

„Teufel, das habe ich eben gefürchtet. Ihre Frage zwingt mich in viel zu weit schweifige Erörterungen einzugehen, als daß ich jetzt darauf antworten könnte."

„Ja, aber lieber Freund, trotz des lebhaften Wunsches, den ich habe, länger bei Ihnen zu bleiben, bin ich doch genöthigt, Sie bei Tagesanbruch zu verlassen."

„Welcher Einfall! das kann nicht sein."

„Bitte um Entschuldigung."

„Aber welcher wichtige Grund .....?"

„Ich habe mich bei einer Karavane als Späher verdungen und versprochen, dieselbe am Uebergange del Rubio gegen zwei Uhr Nachmittags zu treffen; dieses Uebereinkommen besteht schon seit länger als zwei Monaten. Sie wissen, daß uns Jägern ein Versprechen heilig ist, und werden nicht wollen, daß ich mein Wort breche."

„Das möchte ich nicht um alle Bisampelze, die jährlich in der Prairie erbeutet werden. Nach welcher Richtung des Far West müßt Ihr jene Leute führen?"

„Das werde ich morgen erfahren."

„Und welche Art von Menschen sind es denn? Sind es Spanier oder Gringos?"

„Ich vermuthe, daß es Mexikaner sind; ihr Anführer heißt, glaube ich, Don Miguel d'Ortega, oder so etwas Aehnliches; ungefähr so."

„Was!" rief Freikugel überrascht aus, „wie heißt der Name?"

„Don Miguel d'Ortega; es kann auch sein, daß ich mich irre, doch glaube ich es nicht."

„Das ist sonderbar!" murmelte der alte Jäger wie zu sich selbst redend.

„Dabei sehe ich nichts Seltsames; der Name kommt mir sehr gewöhnlich vor."

„Das ist möglich; habt Ihr schon mit einander unterhandelt?"

„Freilich."

„Als Späher?"

„Ja doch."

„Nun, beruhigen Sie sich, Zielegut, dann haben wir lange Zeit mit einander zu verleben."

„Seid Ihr Mitglied der Gesellschaft?"

„Gott bewahre!"

„Nun, so begreife ich nicht, was Ihr meint."

Freikugel schien eine Weile ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen, dann wandte er sich zu seinem Freunde, und sagte:

„Hört mich an, Zielegut, seid Ihr doch mein bester Freund, und ich will Euch nicht muthwillig in's Verderben laufen lassen; ich habe Euch gewisse Mittheilungen zu machen, welche Euch unentbehrlich sind,



um die übernommene Aufgabe glücklich auszuführen; wir werden, wie ich sehe, diese Nacht nicht schlafen, hören Sie mich also aufmerksam an; das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist der Beachtung werth."

Zielegut, dem der feierliche Ton des alten Jägers auffiel, blickte ihn besorgt an.

„Reden Sie," sagte er.

Freikugel sammelte sich einige Augenblicke, dann nahm er das Wort, und begann eine lange Erzählung, welcher die Anwesenden mit immer steigendem Interesse und wachsender Aufmerksamkeit lauschten; denn es waren ihnen bisher noch nie so seltsame und ungewöhnliche Ereignisse zu Ohren gekommen.

Die Sonne war längst aufgegangen, der alte Jäger erzählte immer noch.

Sechstes Kapitel.

Eine dunkele Geschichte.

Hier folgt die Erzählung in ihrer einfachen Gestalt, ohne die mehr oder weniger richtigen Bemerkungen, welche der redselige Jäger für gut fand, einzuflechten. Dieselbe steht mit unserer Erzählung in so enger Verbindung, daß wir sie in allen Einzelheiten berichten müssen.

Es giebt wenig Städte, welche einen so angenehmen Eindruck machen, wie Mexiko; die alte Residenz der Azteken breitet sich mit der nachlässigen Trägheit einer Creolin hinter dem Schleier der in einander geschlungenen Weiden, die Kanäle und Straßen weithin einfassen, aus. Sie liegt fast in der Mitte zweier Weltmeere, ungefähr 6000 Fuß über der Fläche derselben, das heißt in gleicher Höhe wie das St. Bernhard-Hospital. Die Stadt erfreut sich indessen eines sehr gemäßigten Klima's, vermöge ihrer Lage zwischen den zwei herrlichen Bergen Popocatepetl — rauchender

Berg — und Iztaczehuatl — oder weiße Frau, deren waldige, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel sich in den Wolken verlieren. Der Fremdling, welcher von der Westseite, wo sich eine der vier Hauptstraßen befindet, welche nach der Azteken-Stadt führen, und welche gegenwärtig noch einsam und verlassen in der Mitte der Gewässer des Sees Tezuco, über welchen sie gebaut ist, befindet, in die Stadt kommt, empfindet beim Anblicke derselben eine seltsame, unerklärliche Bewegung. Die maurische Bauart der Häuser, der helle Anstrich derselben, die unzähligen Kuppeln der Kirchen und Klöster, welche die Azotéas überragen und die ganze Stadt gleichsam mit ihren breiten, gelben, blauen oder rothen Dächern bedecken, indessen sie die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen beleuchtet, der laue Abendwind, von Wohlgerüchen geschwängert, in den dichten Aesten der Bäume spielt, Alles trägt dazu bei, Mexiko einen ganz orientalischen Charakter zu verleihen, der zugleich überrascht und bezaubert.

Ferdinand Cortez äscherte Mexiko vollständig ein, und baute es neu wieder auf nach dem ursprünglichen Plane; alle Straßen durchschneiden sich rechtwinkelig und münden auf die Plaza Mayor durch fünf Hauptstraßen, nämlich: Calle de Tacuba, de la Monterilla, de Santo Domingo, de la Moneda und de San Franzisco.

Alle nach demselben Plane erbauten Städte der neuen Welt haben eine Aehnlichkeit mit einander, daß

nämlich in allen die Plaza Mayor dieselbe Gestalt hat. So zum Beispiel bildet in Mexiko der Dom und der Sagrario die eine Seite derselben; auf der zweiten befindet sich der Palast des Präsidenten der Republik, der des Ministeriums, deren es vier giebt, Kasernen, Gefängnisse u. s. w. enthält; die dritte Seite wird von dem Ayuntamiento gebildet; die vierte endlich ist durch zwei Bazare ausgefüllt, dem Parian und der Partal de las Flores.

Am 10. Juli des Jahres 1854, gegen 10 Uhr Abends, erhob sich, nach einem glühend heißen Tage, welcher alle Einwohner gezwungen hatte, sich in ihre Häuser einzuschließen, ein kühler Wind, der die Luft reinigte, und Jedermann stieg auf die mit Blumen bedeckten Azotéas, welche dadurch hängenden Gärten gleichen, und beeilte sich, jene heitere Ruhe einer amerikanischen Nacht zu genießen, welche einen Regen von Sternen vom blauen Himmel herunterfallen zu lassen scheint. Die Straßen und Plätze wimmelten von Spaziergängern; es herrschte allenthalben ein unbeschreibliches Gewühl und Gedränge von Reitern, Männern und Frauen, Indianern und Indianerinnen, in welchen sich Lumpen, Seide und Gold auf das Abenteuerlichste vermischten, und Geschrei, Scherzreden und Gelächter überall laut wurde, wie in einer bezauberten Stadt aus Tausend und einer Nacht, die sich beim Läuten des Oracion aus hundertjährigem Schlafe erhebt, so strahlten die Mienen der Menschen

vor Vergnügen, so glücklich schienen sie zu sein, daß sie die kühle Luft in vollen Zügen einathmen konnten.

In dem Augenblicke trat ein, an der Weinrebe, welche er in der Hand trug, kenntlicher Unteroffizier aus der Calle San Francisco und mischte sich unter die Menge, welche sich auf der Plaza Mayor drängte, mit jenem kecken, übermüthigen Wesen, das den Soldaten aller Länder eigen zu sein scheint. Es war ein junger Mann mit hochfahrendem Benehmen, stolzem Blicke und kleinem, kokett emporgedrehtem Bärtchen. Nachdem er zwei bis drei Mal um den Platz gegangen, die jungen Mädchen geneckt und die Männer gestoßen hatte, trat er anscheinend gleichgültig an einen der gegen eines der Portale gelehnten Kaufladen, in welchem ein alter Mann mit einem schlauen Fuchsgesichte damit beschäftigt war, in das Fach eines elenden, mit Tintenflecken bedeckten Tisches, Papier, Federn, Enveloppen, Streusand, kurz alle Gegenstände zu legen, die einem öffentlichen Schreiber, welches Gewerbe er trieb, nothwendig sind. Ueber der Thüre der Bude hing ein Schild, auf welchem mit weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde geschrieben stand: Juan-Batista Leporello, Evangelista. Der Sergeant blickte eine Weile durch die Scheiben, an denen Proben aller möglichen Handschriften hingen; dann klopfte er, wahrscheinlich von dem Ergebniß seiner Musterung befriedigt, mit seiner Weinrebe drei Mal an die Thüre. Man hörte im Innern einen Stuhl rücken; der Soldat

bemerkte, daß ein Schlüssel im Schlosse umgedreht wurde, dann ward sie halb geöffnet, und der Kopf des Evangelista zeigte sich schüchtern in der Spalte.

„Aha! sind Sie es, Don Annibal; Dios me ampare! ich erwartete Sie nicht so früh," sagte er in jenem gedehnten, süßlichen Tone, welchen manche Menschen anwenden, wenn sie sich in der Gewalt eines Stärkern sehen.

„Cuerpo de Christo! stellen Sie sich doch nicht so unschuldig, alter Coyote," antwortete der Sergeant grob; „wer sonst, als ich, sollte denn den Fuß in Ihre verwünschte Mörderhöhle setzen?"

Der Evangelista schüttelte hohnlachend den Kopf, schob seine silberne Brille mit den runden Gläsern in die Höhe und sagte hüstelnd mit geheimnißvoller Miene:

„Ha! ha! es machen doch viele Menschen Gebrauch von meinen Kenntnissen, mein schöner Liebesgott!"

„Möglich," versetzte der Soldat, indem er ihn ohne Umstände bei Seite schob und in den Boden trat; „ich kann Diejenigen, welche so einem alten Raubvogel in die Hände fallen, nur beklagen; mich führt aber etwas Anderes her."

„Vielleicht wäre es sowohl für mich, als für Sie besser, wenn Ihre Besuche einen andern Zweck hätten, als den, der Sie herführt," bemerkte der Evangelista schüchtern.

„Genug der guten Lehren, machen Sie Ihre Thüre zu und schließen Sie die Fensterläden, damit



uns von Außen Niemand sehe und wir ungestört plaudern können, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der alte Mann machte keinen Einwand; er fing sofort an, die Fenster und die Thüre mit einer Schnelligkeit zu schließen, deren man ihn nicht würde für fähig gehalten haben. Nachdem er die Fensterläden, welche ihn gegen die nächtlichen Angriffe der Rateros schützten, sorgfältig geschlossen, und die Thüre von Innen verriegelt hatte, setzte er sich neben seinen Gast.

Die zwei Männer bildeten, beim dampfenden Lichte eines Candil, wie sie so nebeneinander saßen, einen seltsamen Kontrast: der Eine war jung, schön, keck und stark; der Andere alt, gebrechlich, hinterlistig; beide blickten sich verstohlen bedeutsam an, und bargen wahrscheinlich einen bittern Haß unter dem Scheine der Herzlichkeit. Sie glichen, wie sie flüsternd einander ins Ohr sprachen, zwei Teufeln, welche das Verderben eines Engels beschließen.

Der Soldat ergriff zuerst mit kaum hörbarer Stimme das Wort, denn er schien nichts mehr zu befürchten, als belauscht zu werden.

„Also, Tio Leporello, verstehen Sie mich recht; eben hat es vom Segrario halb geschlagen, reden Sie; was haben Sie Neues erfahren?"

„Hm!" brummte der Andere, „nicht viel Erhebliches."



Der Soldat blickte ihn mißtrauisch an und schien sich zu bedenken.

„Richtig,“ sagte er nach einer Weile, „daran dachte ich nicht mehr; ich hatte rein den Kopf verloren.“

Er griff in seine Brusttasche nnd zog einen gut gefüllten Beutel, durch dessen grünseidenes Gewebe der goldene Schimmer einer beträchtlichen Anzahl Unzen blitzte, daraus hervor, dann zog er ein langes Navaja, öffnete es und legte es neben sich auf den Tisch. Der alte Mann erbebte beim Anblicke der scharfen, stählernen, bläulich blitzenden Klinge; der Soldat öffnete die Börse, und ließ das darin enthaltene Gold lustig vor sich auf den Tisch rollen. Der Evangelista vergaß sofort das Messer, um nur noch an das Gold zu denken; denn das Blitzen des Metalles übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn.

Der Soldat führte die eben erzählten Bewegungen mit einer Kaltblütigkeit eines Mannes aus, der sich bewußt ist, unwiderstehliche Argumente in Händen zu haben.

„Flink!“ fuhr er fort, „suchen Sie in Ihrem Gedächtnisse, alter Satan, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen mein Navaja, für den Fall, daß Sie es etwa vergessen haben sollten, lehre, mit wem Sie es zu thun haben.“

Der Evangelista lächelte verbindlich, indem er einen begehrlichen Blick auf die Unzen warf.



„Ich weiß zu gut, was ich Ihnen schuldig bin, Don Annibal," sagte er, „um nicht auf jede mögliche Weise bemüht zu sein, Sie zufrieden zu stellen."

„Genug der Faxen und scheinheiligen Höflichkeiten, alter Affe, kommen wir zur Sache. Hier nehmen Sie erst das, um Sie zu ermuthigen, aufrichtig zu sein."

Er drückte ihm etliche Unzen in die Hand, welche der Evangelista so hastig verschwinden ließ, daß der Soldat nicht begriff, wo er sie hingesteckt hatte.

„Sie sind freigebig, Don Annibal, das wird Ihnen Glück bringen."

„Zur Sache, zur Sache!"

„Gleich, gleich."

„Ich höre."

Der Sergeant stützte sich hierauf auf den Tisch, in der Stellung eines Mannes, der sich anschickt, eine interessante Erzählung anzuhören, indessen der Evangelista hustete, ausspuckte, und sich, obgleich er sich mit dem Soldaten allein im Laden befand, aus alter, vorsichtiger Gewohnheit mißtrauisch umsah.

Der Lärm auf der Plaza Mayor hatte allmälig nachgelassen, die Menge hatte sich nach allen Richtungen verstreut, und wieder in ihre Wohnungen zurück begeben; die größte Ruhe herrschte draußen; in dem Augenblicke verkündete die Glocke die eilfte Stunde vom Dome herab, und die Männer fuhren beim dumpfen Klange der Schläge unwillkürlich zusammen;

die Serenos sangen in ihrem gedehnten, benebelten Tone die Stunde ab, dann war Alles still.

„Wollen Sie reden, Ja oder Nein!“ rief der Soldat plötzlich in drohendem Tone aus.

Der Evangelista fuhr auf seiner Butakka in die Höhe, als ob er aus dem Schlafe aufgeschreckt würde und sagte, nachdem er sich mit der Hand einige Male über die Stirne gestrichen, in demüthigem Tone:

„Jetzt fange ich an.“

„Das ist Ihr Glück!“ versetzte der Andere barsch.

„Sie müssen also wissen .... aber,“ bemerkte er, sich unterbrechend, „muß ich in alle Einzelnheiten eingehen!“

„Demonios!“ rief der Soldat zornig aus, „machen Sie ein für alle Mal ein Ende, Sie wissen, daß ich die vollständigsten Nachrichten zu haben wünsche; Canarios! spielen Sie nicht Katze und Maus mit mir; denn ich versichere Sie, alter Mann, daß es ein gefährliches Spiel für Sie wäre.“

Der Evangelista verbeugte sich beistimmend und fuhr fort:

„Ich hatte mich also heute früh kaum in meiner Officina niedergelassen, meine Papiere geordnet und meine Feder geschnitten, als verstohlen an meine Thüre geklopft wurde; ich stand auf und öffnete: es war, so viel ich sehen konnte, eine junge, schöne Frau, denn sie war embossada in ihre schwarze Mantille, so daß man sie nicht erkennen konnte.“

„Es war also nicht dieselbe Frau, welche seit einem Monate täglich zu Ihnen kommt?“ unterbrach ihn der Soldat.

„Doch, aber sie hat die Gewohnheit, wie Sie gewiß auch bemerkt haben werden, jedes Mal in anderer Kleidung zu erscheinen, wahrscheinlich um sich unkenntlich zu machen; indessen bin ich an die List der Weiber zu sehr gewöhnt, um mich täuschen zu lassen, und habe sie beim ersten Blicke aus ihrem schwarzen Auge erkannt.“

„Gut; weiter.“

„Sie blieb eine Weile stumm vor mir stehen und spielte verlegen mit ihrem Fächer; ich stellte mich, als ob ich sie nicht wieder erkannt habe, bot ihr höflich einen Sitz und fragte, womit ich dienen könne. — Ach, sagte sie in neckendem Tone, ich möchte etwas sehr Einfaches haben.“

„Reden Sie, Sennorita, wenn es sich um die Ausübung meines Berufes handelt, werde ich es mir zur Pflicht machen, Ihnen zu gehorchen. — Würde ich denn sonst hergekommen sein? antwortete sie; sind Sie aber auch ein Mann, auf den man vertrauen kann? bei diesen Worten sah sie mich mit ihren großen, schwarzen Augen fragend an. Ich richtete mich auf, nahm meinen feierlichsten Ton an, legte die Hand auf's Herz und sagte: Ein Evangelista ist wie ein Beichtvater; die Geheimnisse bleiben in seinem Herzen verschlossen. Sie zog hierauf ein Papier aus der

Tasche ihrer Saya, wendete es in den Händen hin und her, dann fing sie plötzlich an zu lachen und sagte: Ich bin eine Närrin, warum spiele ich die Geheimnißvolle ohne allen Grund; Sie sind übrigens nur ein Werkzeug, denn Sie werden selbst nicht verstehen, was Sie schreiben sollen. Ich verbeugte mich auf alle Fälle und war auf irgend eine teuflische Intrigue gefaßt, gleich derjenigen, welche sie mir seit einem Monate täglich in die Feder diktirt."

„Genug der Betrachtungen!" sagte der Sergeant.

„Sie gab mir das Papier," fuhr der Evangelista fort; „ich nahm, wie wir es miteinander verabredet haben, ein Blatt Papier, dessen eine Seite geschwärzt war, und legte es auf ein anderes, schon bereit gelegtes, so daß die Worte, welche ich darauf schrieb, sich auf das untere Blatt abdrückten, ohne daß es die arme Ninna ahnte; der Brief war übrigens nicht lang, er bestand aus höchstens zwei bis drei Zeilen; ich will aber verdammt sein," fügte er, sich fromm bekreuzigend, hinzu, „wenn ich von dem verwünschten Geschreibsel, das ich abgenommen habe, ein Wort verstehe; es muß ganz gewiß maurisch sein."

„Weiter?"

„Dann habe ich das Papier wie einen Brief zusammengefaltet und mit einer Adresse versehen."

„Schau, schau!" sagte der Soldat aufhorchend, „das ist das erste Mal."

„Ja, aber das wird Ihnen nicht viel helfen."

„Vielleicht. Wie lautet die Adresse?“

„Z. p. B. 2, Calle S. P. Z.“

„Hm!“ sagte der Soldat nachdenklich, „das klingt freilich ein wenig unklar, weiter?“

„Dann ist sie gegangen, nachdem sie mir eine Goldunze gegeben.“

„Sie ist freigebig.“

„Pobre niña,“ sagte der Evangelista, und legte seine krummen Finger gerührt über seine trockenen Augen.

„Genug der Possen, die mich nicht täuschen! ist das Alles, was sie gesagt hat?“

„Ungefähr,“ versetzte der Andere zögernd.

Der Sergeant sah ihn an.

„Es giebt also noch etwas?“ sagte er, indem er ihm einige Goldstücke hinwarf, welche Tio Leporello sofort verschwinden ließ.

„So gut wie nichts.“

„Sagen Sie es nur, Tio Leporello, als Evangelista werden Sie wohl wissen, daß die Hauptsache eines Briefes gewöhnlich im post-scriptum enthalten ist.“

„Beim Heraustreten aus meiner Officina winkte die Sennorita einer vorüberfahrenden Providencia. — Namen der Lohnwagen in Mexiko —; der Wagen hielt, und obwohl die Ninna sehr leise sprach, hörte ich, daß sie zu dem Kutscher sagte: Nach dem Bernhardiner Kloster.“

Der Sergeant fuhr unmerklich zusammen.

„Hm!“ sagte er mit vortrefflich geheuchelter Gleichgültigkeit, „die Adresse ist nicht von großer Wichtigkeit; nun geben Sie mir das Papier.“

Der Evangelista suchte in seinem Kasten und zog ein weißes Blatt daraus hervor, auf welches einige schwarze Buchstaben kaum leserlich geschrieben waren. Sobald der Soldat das Papier in Händen hielt, durchflog er es mit den Augen; es schien, als ob er das, was er las, von großer Wichtigkeit für ihn sei, denn er erblaßte sichtlich, und seine Glieder zuckten krampfhaft, doch faßte er sich schnell und sagte, indem er das Papier in unzählige Stückchen zerriß:

„Gut, hier ist etwas für Sie!“

Bei diesen Worten warf er wieder eine Hand voll Goldstücke auf den Tisch.

„Ich danke, Caballero,“ rief Tio Leporello aus, indem er sich gierig über das kostbare Metall stürzte.

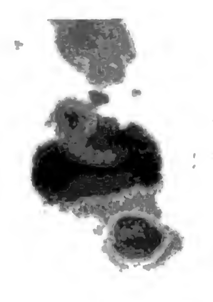
Ein spöttisches Lächeln flog um die Lippe des Soldaten, und die gebückte Stellung des alten Mannes, der sich über den Tisch bückte, um das Gold zusammenzuraffen, benutzend, zog er rasch sein Messer und stieß es ihm bis an das Heft zwischen beide Schultern. Der Stich war so gut berechnet, mit so fester Hand geführt, daß der alte Mann lautlos zusammenbrach und umstürzte. Der Soldat betrachtete ihn eine Weile ruhig und kalt; dann ließ ihn die Unbeweglichkeit

seines Schlachtopfers vermuthen, daß es todt sei, und er murmelte:

„So, das ist das Beste. Auf diese Weise kann er wenigstens nichts ausplaudern.“

Nach dieser kurzen Leichenrede wischte der Mörder gleichmüthig sein Messer ab, raffte sein Gold zusammen, löschte das Candil aus, öffnete die Thüre des Ladens, schloß sie sorgfältig hinter sich, und entfernte sich mit den festen, raschen Schritten eines verspäteten Wanderers, der sich beeilt, in seine Wohnung zurückzukehren.

Die Plaza Mayor war verödet.



Siebentes Kapitel.

Eine dunkele Geschichte.

(Fortsetzung.)

Das alte Mexiko war, wie Venedig von Kanälen durchschnitten, oder richtiger, wie die holländischen Städte, denn in den meisten Straßen lief zwischen dem Kanale und den Häusern ein Weg in paralleler Linie. Heutzutage, wo alle Straßen gepflastert, und die Kanäle, außer in einem Stadttheile, verschwunden sind, kann man nicht begreifen, wie Cervantes in einer seiner Novellen Mexiko habe mit Venedig vergleichen können; indessen bestehen die Kanäle, wenn auch unsichtbar geworden, doch unter der Erde fort und machen sich in einigen, tief gelegenen Stadttheilen, wo man sie in Schleusen verwandelt hat, entweder durch einen fauligen Geruch, oder angehäufte Abfälle aller Art und stehendes, sumpfiges Wasser bemerkbar.

Nachdem der Sergeant sich auf so schnelle Weise von dem unglücklichen Evangelista befreit hatte, durch=

schritt er den Platz in seiner ganzen Breite und vertiefte sich in die Calle de la Monterilla.

Er durchwanderte die Straßen eine geraume Zeit in demselben ruhigen Schritte, welchen er angenommen, nachdem er den Laden des Evangelista verlassen. Endlich nach ungefähr viertelstündiger Wanderung durch die verödeten Plätze und Gassen, deren verfallenes Aussehen mit jedem Schritte drohender wurde, blieb er vor einem, mehr als verdächtig aussehendem Hause stehen, über dessen Thüre hinter der Aufschrift retablo de las animas ein dampfendes Candil brannte; die Fenster des Hauses waren erleuchtet und auf der Azotea heulten die Hunde in kläglichem Tone zum Monde auf. Der Sergeant klopfte zwei Mal an die Thüre der unheimlichen Wohnung mit seiner Weinrebe, die er in der Hand hielt.

Es dauerte ziemlich lange, ehe man öffnete; im Innern verstummte plötzlich das Geschrei und der Gesang; endlich hörte der Soldat einen schweren Tritt nahen: die Thüre wurde halb geöffnet, denn die Flügel derselben wurden, wie es allgemein in Mexiko Sitte ist, innerlich durch eine eiserne Kette zusammengehalten; und eine rauhe, angetrunkene Stimme fragte barsch:

„Quien es? — Wer ist es?"

„Gente de paz," antwortete der Sergeant.

„Hm! es ist sehr spät, um nach der Tuna zu

laufen und in den Velorio zu treten!" erwiderte der Andere, der sich zu bedenken schien.

„Ich will nicht eintreten."

„Was Teufel wollen Sie denn?"

„Pan y sal! por los caballeros errantes" (das heißt wörtlich: Brod und Salz für die irrenden Kavaliere), antwortete der Soldat in befehlendem Tone, indem er sich so stellte, daß ihm der Mond auf das Gesicht schien.

Der Mann sprang mit einem Ausrufe der Ueberraschung zurück.

„Valgame Dios! Sennor Don Torribio!" rief er im ehrerbietigsten Tone, „wer hätte Ew. Gnaden in der elenden Tracht vermuthet? Kommt nur herein, Ihr seid mit Ungeduld erwartet."

Während er so sprach, beeilte sich der plötzlich so dienstfertig gewordene Grobian die Kette loszumachen und die Thüre weit zu öffnen.

„Das ist unnöthig, Pepito," erwiderte der Soldat; „ich will nicht eintreten, ich wiederhole es: wie viele sind sie?"

„Zwanzig, Ew. Gnaden."

„Bewaffnet?"

„Vollständig."

„Sie sollen augenblicklich herunterkommen, ich erwarte sie hier; geh' mein Sohn, die Zeit drängt."

„Und Ihr, Ew. Gnaden?"

„Mir wirst Du meinen Hut bringen, eine Escla=

vina, meinen Degen und meine Pistolen; geh, geschwind."

Pepito ließ sich den Auftrag nicht wiederholen; er ließ die Thüre offen stehen und lief davon.

Einige Minuten später traten ungefähr zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Räuber auf die Straße, indem sie sich in wilder Hast hinzudrängten.

Als sie neben dem Soldaten standen, grüßten sie ihn ehrerbietig und verhielten sich, auf einen Wink von ihm still und regungslos.

Pepe hatte die verlangten Gegenstände herbeigebracht, und sie Denjenigen, welchen der Evangelista Don Annibal, er Don Torribio nannte, und der wahrscheinlich noch andere Namen führte, den wir aber vorläufig den Letzteren beilegen wollen, überbringt.

„Sind die Pferde fertig?" fragte Don Torribio, indem er seine Uniform mit der Esclavina bedeckte, und ein langes Rapier und ein Paar Doppelpistolen in den Gürtel steckte.

„Ja, Ew. Gnaden," antwortete Pepito mit dem Hute in der Hand.

„Gut, mein Sohn! Du wirst sie dahin bringen, wo ich Dir gesagt habe; da es indessen verboten ist die Straßen des Nachts zu Pferde zu durchziehen, so hast Du Dich vorzusehen wegen der Celadores und Serenos."

Bei dieser sonderbaren Weisung fingen sämmtliche Räuber laut an zu lachen.

„So," fuhr Don Torribio fort, indem er einen breitkrempigen Hut in die Stirne drückte, „das wäre besorgt; jetzt können wir aufbrechen; hört mich aufmerksam an, Caballeros!"

Die Leperos und sonstigen Spitzbuben, aus welchen die Versammlung bestand, drängten sich an Don Torribio, dessen Anrede als Caballeros ihnen schmeichelte, heran, um seine Befehle deutlicher zu hören.

Letzterer fuhr folgendermaßen fort:

„Es würde den Agenten der Polizei sicherlich auffallen, wenn plötzlich eine zwanzig Mann starke Truppe durch die Stadt marschiren wollte; wir haben Ursache uns sehr vorsichtig zu benehmen, und besonders das tiefste Geheimniß zu bewahren, wenn unser Unternehmen glücken soll; Ihr werdet Euch daher zerstreuen und Jeder einzeln unter die Mauern des Bernhardinerklosters begeben; haltet Euch so verborgen wie möglich, und rührt Euch nicht eher von der Stelle, bis ich den Befehl dazu gebe. Vor allen Dingen verbitte ich mir Zank und Rauferei; habt Ihr mich verstanden?"

„Ja, Ew. Gnaden," antworteten die Räuber einstimmig.

„Gut, geht nun, Ihr müßt in einer Viertelstunde vor dem Kloster sein."

Die Räuber stoben wie eine Heerde Raubvögel nach allen Richtungen auseinander; zwei Minuten spä-

ter waren sie sämmlich hinter den Straßenecken verschwunden.

Pepito war allein zurückgeblieben.

„Und ich,“ fragte er Don Torribio ehrerbietig, „soll ich sie nicht begleiten? Ich werde mich sehr langweilen, wenn ich allein hier bleibe.“

„Mir wäre es schon recht, Dich mitzunehmen, wer soll denn aber die Pferde bereit halten, wenn Du mich begleitest?“

„Das ist wahr; daran dachte ich nicht.“

„Beruhige Dich nur, Muchacho, wenn ich, wie ich es hoffe, glücklich bin, wirst Du bald mit mir kommen.“

Pepito schien mit diesem Versprechen sehr zufrieden zu sein; er grüßte den geheimnißvollen Mann, der sein Vorgesetzter zu sein schien, ehrerbietig und ging in das Haus zurück, dessen Thüre er sorgfältig hinter sich schloß.

Don Torribio blieb noch eine Weile allein in tiefen Gedanken stehen; endlich erhob er den Kopf, drückte seinen Hut in die Augen, hüllte sich sorgfältig in seine Esclavina und entfernte sich eilig, indem er für sich murmelte:

„Wird es mir gelingen?“

Niemand, er selbst nicht ausgenommen, hätte die Frage beantworten können.

Das Bernhardinerkloster erhebt sich in einem der schönsten Stadttheile Mexiko's, unweit der Paseo de

Bucarelli, der eleganten Promenade; es ist ein geräumiges, aus gehauenen Steinen erbautes Gebäude, welches zu der Zeit aufgeführt wurde, als die Stadt nach der Einnahme derselben durch Ferdinand Cortez, dem Gründer des Klosters, neu aufgebaut wurde. Das Ganze macht einen großartigen, imposanten Eindruck, wie alle spanischen Klöster: es ist fast wie eine kleine Stadt, inmitten der größeren, denn es enthält Alles, was das Leben angenehm und bequem machen kann, als: eine Kirche, ein Hospital, ein Waschhaus, einen großen Küchengarten, einen schattigen, schön angelegten Garten, der den Nonnen angenehme Spaziergänge bietet; breite Gallerien, die mit Gemälden geschickter Meister geziert sind, welche Scenen aus dem Leben der Jungfrau und des heiligen Bernhard darstellen, welchem das Kloster geweiht ist; diese Gallerien sind mit ringsum laufenden Gängen versehen, auf welche sich die Zellen der Nonnen öffnen; sie umschließen kühle, mit Sand bestreute Höfe, in denen sprudelnde Springbrunnen ihre silbernen Strahlen plätschern lassen und dadurch die drückende Hitze der Mittagstunde lindern. Die Zellen sind reizende Gemächer, die mit Allem, was zum Comfort gehört, versehen sind: ein Lager, zwei mit gegerbtem Korduan überzogenen Butakkas, ein Betschemel, ein kleiner Toilettentisch, in dessen Schubfach man sicher sein kann, einen Spiegel zu finden, und einige Heiligenbilder befinden sich darin. In einem Winkel des Zimmers sieht man eine Statue

der Jungfrau von Holz oder Alabaster, die sich zwischen einer Guitarre oder einer Geißel erhebt. Dieselbe ist mit einem weißen Rosenkranze geschmückt, und vor ihr brennt eine ewige Lampe. Dies sind ungefähr die Gegenstände, welche man mit wenigen Ausnahmen in den Zellen der Nonnen findet.

Es befanden sich zu der Zeit, wo unsere Erzählung spielt, hundertundfünfzig Nonnen und ungefähr sechszig Novizen in dem Kloster. In jener Heimath der Toleranz findet man selten strenge Klausur bei irgend einem religiösen Orden; die Schwestern können in die Stadt gehen, Besuche abstatten und empfangen; die Ordensregeln sind nicht streng, und außer dem Gottesdienste, welchem sie gehalten sind, beizuwohnen, sind die Nonnen, sobald sie wieder in ihre Zelle treten, so ziemlich frei, zu thun, was ihnen beliebt, ohne daß sie beobachtet oder beaufsichtigt würden.

Wir haben die Klosterzellen, welche sich alle gleichen, beschrieben, doch verdient die der Oberin eine besondere Schilderung. Man kann sich nichts Ueppigeres, zugleich Religiöses und Weltlicheres denken, als die Einrichtung derselben. Sie bestand aus einem geräumigen, viereckigen, mit zwei breiten Bogenfenstern versehenen Gemache, letztere waren aus kleinen, in Blei gefaßten Scheiben zusammengesetzt, auf welchen heilige Schilderungen mit meisterhafter Sicherheit und Vollendungen dargestellt waren. Die Wände waren mit Tapeten von gepreßtem, vergoldetem Korduanleder

bedeckt, und mit Darstellungen aus dem Leben des heiligen Schutzpatrons geschmückt, die mit jener Symmetrie und dem feinen Geschmacke vertheilt waren, welchen man nur bei den Angehörigen der Kirche findet. Zwischen den beiden Fenstern hing eine herrliche Raphaelische Madonna, vor welcher ein Altar errichtet war. Von der Decke hing eine silberne, mit wohlriechendem Oele gefüllte Lampe, die Tag und Nacht vor dem Altare brannte, den man nach Wunsch hinter schweren Damastvorhängen verbergen konnte.

Die Meubles bestanden aus einem viereckigen Tische von Eichenholz, der sich in der Mitte des Zimmers befand, und auf welchem ein Pult und mehrere Bücher standen; in einer Ecke sah man eine reichhaltige Bibliothek, aus Büchern religiösen Inhalts bestehend; durch die Thüren von Spiegelglas schimmern kostbare Einbände seltener und werthvollen Werke, einige Butakkas und Sessel mit gekrümmten Beinen standen an der Wand. Hinter einem großem, chinesischen Bettschirme befand sich das Bette der Aebtissin, das aus einem einfachen Gestelle von geschnitztem Eichenholze bestand, und mit Mosquitovorhängen von weißer Gaze umgeben war. Schließlich bemerkte man ein mit Olivenkern gefülltes, silbernes Kohlenbecken, welches einer kostbaren Pultkommode gegenüber stand, deren zarte Verzierungen ein Meisterwerk aus der Zeit der Renaissance waren.

Während des Tages herrschte ein, durch die

gemalten Scheiben gedumpftes Dämmerlicht, dessen matter, unsicherer Schein, den Besucher mit Ehrfurcht und Andacht erfüllten, und dem weitläufigen Gemache einen düsteren, fast unheimlichen Anstrich verlieh.

In dem Augenblicke, wo wir den Leser in jene Zelle führen, nämlich die kurze Zeit vor dem vorhergehenden Auftritte, saß die Aebtissin in einem großen, geradelehnigen Sessel, der mit der äbtlichen Krone geziert war, und dessen mit vergoldetem Leder überzogener Sitz mit einer doppelten aus Seide und Gold bestehenden Franse besetzt war.

Die Aebtissin war eine kleine, untersetzte, fette Frau von ungefähr sechszig Jahren, deren Züge unbedeutend ausgesehen hätten, ohne den hellen, durchdringenden Blick, der wie ein Feuerstrahl in ihren kleinen, grauen Augen blitzte, wenn sie auf irgend eine Weise heftig erregt war. Sie hielt ein offenes Buch in der Hand und schien in tiefe Gedanken versunken zu sein.

Die Thüre der Zelle wurde leise geöffnet: ein junges Mädchen in Novizentracht trat mit schüchternem, leisen Tritte ein.

Sie trat vor den Lehnsessel und harrte schweigend, daß sie die Aebtissin ansehe.

„Ah, da bist Du Kind," sagte die Oberin, welche endlich die Gegenwart der Novize bemerkte, „tritt näher!"

Diese kam einige Schritte näher.

„Warum bist Du heute früh ohne meine Erlaubniß ausgegangen?“

Bei diesen Worten, die ihr indessen nicht unerwartet kommen konnten, wurde sie verlegen, erblaßte und stotterte einige unartikulirte Worte:

Die Aebtissin fuhr in strengem Tone fort:

„Sieh' Dich vor, Ninna, obgleich Du erst Novize bist, und erst in wenigen Monaten den Schleier nehmen wirst, so hängst Du doch, gleich allen Deinen Gefährtinnen nur von mir, von mir allein ab.“

Der Ton und Ausdruck, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, machten das junge Mädchen schaudern.

„Meine fromme Mutter!“ murmelte sie.

„Du warst die vertraute Freundin, beinahe die Schwester jener jungen Närrin, deren Widersetzlichkeit gegen unsern Willen sie geknickt hat, wie ein schwaches Rohr, und die heute Morgen gestorben ist.“

„Glauben Sie denn, daß sie gestorben ist, Mutter?“ antwortete das junge Mädchen schüchtern, mit thränenerstickter Stimme.

„Wer zweifelt daran?“ rief die Aebtissin heftig aus und richtete sich in ihrem Lehnsessel halb in die Höhe, indem sie einen giftigen Blick auf das arme Kind heftete.



„Niemand, ehrwürdige Frau, Niemand!" stotterte sie, entsetzt zurücktretend.

„Hast Du nicht, gleich den übrigen Mitgliedern unserer Gemeinde, dem Leichenbegängnisse derselben beigewohnt? Hast Du nicht die Gebete gehört, die an ihrem Sarge gesprochen wurden?" fuhr die Aebtissin drohend fort.

„Das ist wahr, Mutter!"

„Hast Du nicht gesehen, wie ihre Leiche in die Gruft des Klosters gesenkt und ihr Leichenstein über sie gedeckt wurde, welchen der Engel der Gerechtigkeit am Tage des jüngsten Gerichtes erst wieder lüften wird? Sprich! hast Du der ernsten, traurigen Feier nicht beigewohnt? Wagst Du zu behaupten, daß dem nicht so sei, und das elende Geschöpf, welches Gott in seinem Zorne plötzlich niedergeschmettert hat, damit sie Denjenigen eine Warnung bleibe, welche Satan zur Widersetzlichkeit verführt, noch lebe!"

„Verzeihung, fromme Mutter, Verzeihung! ich habe gesehen, was Sie sagen, habe der Beerdigung der Donna Laura beigewohnt, und es ist leider kein Zweifel mehr möglich, sie ist wirklich todt."

Bei diesen letzten Worten konnte sich das junge Mädchen der Thränen nicht erwehren, welche in Strömen über ihre Wangen rollten.

Die Aebtissin blickte sie mißtrauisch an.

„Es ist gut," sagte sie, „geh' jetzt; nimm Dich aber in Acht, ich wiederhole es; ich weiß, daß auch in Deinem Herzen der Geist der Widersetzlichkeit erwacht ist, und werde Dich bewachen."

Das junge Mädchen verneigte sich demüthig vor der Oberin und schickte sich an, dem erhaltenen Befehle Folge zu leisten.

Plötzlich ließ sich ein furchtbarer Lärm hören; Drohungen und Schreckensgeschrei ertönte in den Gängen und die raschen Schritte einer aufgeregten Menge näherten sich schnell.

„Was ist das?" rief die Aebtissin erschrocken aus, „was ist das für ein Aufruhr?"

Sie stand heftig auf und ging mit unsicherem Schritte nach der Thüre der Zelle, an welche wiederholt geklopft wurde.

„Ach Gott! ach Gott!" murmelte die Novize mit einem flehenden Blicke auf das Bild der Jungfrau, deren sanftes Gesicht sie anzulächeln schien, „sind es endlich die Befreier!"

Wir kehren jetzt zu Don Torribio zurück, den wir in dem Augenblicke verlassen, wo er mit seinen Gefährten nach dem Kloster ging.

Don Torribio fand, verabredetermaßen, seine ganze Truppe vor den Mauern des Klosters versammelt.

Die Räuber hatten unterwegs die Serenos geknebelt, gebunden und mit sich genommen, aus Furcht, von demselben gestört zu werden, und wo sie ihnen in den öden Straßen begegnet waren. Man hatte deren zwölf gefangen.

Vor dem Kloster angelangt, ließ Don Torribio die Serenos einer über den andern am Fuße der Mauer auf die Erde legen.

Hierauf zog er eine Halbmaske von Sammet aus der Tasche und bedeckte sich das Gesicht mit derselben, eine Vorsichtsmaßregel, welche seine Gefährten ebenfalls befolgten, ging zu einer unweit gelegenen, elenden Hütte, und trat die Thüre mit dem Fuße ein. Der Inhaber der Hütte kam bestürzt und halb angekleidet herbei, um sich zu erkundigen, was dieses gewaltsame Eindringen in seine Wohnung zu bedeuten habe; der arme Teufel prallte entsetzt zurück, als er die maskirten und bewaffneten Leute sah, welche sich vor und um das Haus versammelt hatten.

Don Torribio hatte Eile, er ging daher mit seinen Fragen direkt zu Werke.

„Buenas noches, Tio Salado; es freut mich, Euch bei guter Gesundheit zu sehen," sagte er.

Der Andere antwortete unzusammenhängende Worte.

„Ich danke, Caballero, Ihr seid zu gütig," stotterte er.

„Auf, beeilt Euch! holt Euren Mantel und kommt mit.“

„Ich!“ rief Salado entsetzt aus.

„Ihr selbst.“

„Aber womit kann ich denn dienen?“

„Das sollt Ihr gleich erfahren: ich weiß, daß Ihr im Bernhardinerkloster in großem Ansehen steht, erstlich als pulquero, zweitens als hombre de bien y religioso.“

„Nun, nun! bis zu einem gewissen Grade!“ erwiderte der Pulquero ausweichend.

„Nur keine falsche Bescheidenheit! Ich weiß, daß es in Eurer Macht steht, Euch die Thüren jenes Hauses öffnen zu lassen, wenn es Euch beliebt: aus diesem Grunde fordere ich Euch auf, uns zu begleiten.“

„Jesu Maria! was fällt Euch ein, Caballero,“ rief der arme Teufel erschrocken aus.

„Ich will keine Einwendungen hören, beeilt Euch, sonst brenne ich, bei Nuestra Señora del Carmen Eure Spelunken nieder!“

Ein dumpfes Stöhnen entwand sich der Brust Salado's der sich, nachdem er die schwarzen Masken, welche ihn umgaben, verzweiflungsvoll angesehen, anschickte zu gehorchen.

Das Haus des Pulquero war nur einige Schritte vom Kloster entfernt; man hatte es bald erreicht: Don Torribio wandte sich zu seinem Gefangenen, der mehr todt als lebendig war.

„Holla, Compadre!“ sagte er mit Entschiedenheit, „wir sind angelangt, sorgt nun, daß uns aufgemacht werde.“

„Aber, um Gottes Willen,“ stöhnte der Pulquero, der einen letzten Versuch machte, sich zu widersetzen; wie soll ich das anfangen? Bedenkt doch, daß ich kein Mittel habe ....“

„Hört!“ sagte Don Torribio in gebietendem Tone, „Ihr werdet wohl begreifen, daß ich keine Zeit habe, mich mit Euch zu streiten: entweder Ihr verschafft uns Eintritt in das Kloster und erhaltet diese Börse mit fünfzig Unzen; oder Ihr weigert Euch, und dann zerschmettere ich Euch den Schädel mit dem Ding da!“ dabei deutete er auf eine Pistole, die er aus dem Gürtel gezogen hatte.

Dem Pulquero trat der kalte Schweiß auf die Stirne; die Räuber seines Vaterlandes waren ihm zu gut bekannt, als daß er ihnen die Schmach angethan hätte, an ihren Worten zu zweifeln.

„Nun,“ fuhr Don Torribio fort, indem er den Hahn seiner Pistole spannte, „hast Du Dir es überlegt?“

„Caspita! Caballero, legt das gefährliche Spielzeug weg, ich will es versuchen.“

„Hier ist die Börse, um das Gelingen zu sichern,“ versetzte Don Torribio.

Der Pulquero bemächtigte sich derselben mit unbeschreiblichem Entzücken; dann schritt er langsam nach

der Thüre des Klosters, und überlegte unterdessen bei sich, wie er es anfangen solle, um die ansehnliche Geldsumme, welche er eben erhalten hatte, ehrlich zu verdienen, ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen, was, wie wir zugestehen müssen, keine leicht zu entscheidende Sache war.

Achtes Kapitel.

Eine dunkele Geschichte.

(Ende.)

Der Pulquero hatte sich endlich entschlossen zu gehorchen. Plötzlich kam ihm ein glücklicher Gedanke, und er setzte den Klopfer an der Thüre mit lächelnder Miene in Bewegung.

Als er denselben aber anschlagen wollte, hielt ihn Don Torribio am Arme zurück.

„Was giebt es?" fragte Salado.

„Es hat schon lange elf Uhr geschlagen, es wird oder sollte im Kloster wohl Alles schlafen; vielleicht wäre es besser, nach einen anderen Mittel zu greifen."

„Ihr irrt, Caballero, die Pförtnerin wacht," antwortete der Pulquero.

„Weißt Du es gewiß?"

„Caramba!" erwiderte Jener, der seinen Plan nun entworfen hatte, und fürchtete, das Geld wieder

zurückerstatten zu müssen, wenn der Mann, der ihn antrieb, seine Ansicht änderte. „Das Bernhardiner=Kloster ist für Solche, welche Medikamente dort holen, Tag und Nacht geöffnet. Laßt mich nur machen."

„Nun so geh'," sagte der Anführer der Truppe, indem er ihn los ließ.

Salado ließ sich die Erlaubniß nicht wiederholen, aus Furcht daß ein neuer Einwand erhoben werden könne, er ließ schnell den Klopfer fallen, der tönend auf die kupferne Klinke traf.

Nach einer Weile wurde der Schieber zurückgeschoben, und das runzelige Gesicht der Pförtnerin zeigte sich.

„Wer seid Ihr, mein Bruder?" fragte sie mit bebender, schlaftrunkener Stimme; „warum klopft Ihr zu so später Stunde an das Bernhardiner=Kloster?"

„Ave Maria purissima," sagte Salado mit seiner salbungsvollsten Miene.

„Sin peccado concebida, mein Bruder, seid Ihr etwa krank?"

„Ich bin ein armer Sünder, den Ihr kennt, meine Schwester; meine Seele ist voll Trauer."

„Wer seid Ihr, mein Bruder? Ich glaube allerdings Eure Stimme zu kennen; die Nacht ist aber so finster, daß ich Euer Gesicht nicht erkennen kann."

„Und ich hoffe sehr, daß Du sie nie erkennen wirst," dachte Salado für sich, der laut hinzufügte,



„ich bin der Sennor Tomplado, der eine *locanda* in der calle Plateros hält.“

„Ach, jetzt besinne ich mich, mein Bruder.“

„Es wirkt, wie es scheint,“ murmelte der Pulquero.

„Was wünscht Ihr, mein Bruder? beeilt Euch, im heiligen Namen unseres Herrn und Heilandes, Jesus Christus,“ fügte sie, sich fromm bekreuzend hinzu, welche Bewegung Salado nachahmte, „denn es ist sehr kalt und ich muß zu meinem Gebete zurückkehren, das Ihr unterbrochen habt.“

„Valgame Dios! meine Schwester, meine Frau und meine beiden Kinder sind krank; der ehrwürdige Pater Guardian der Franziskaner hat mich aufgefordert herzugehen, und Euch um drei Flaschen Eures wunderthätigen Wassers zu bitten.“

Wir müssen beiläufig bemerken, daß in jedem Kloster in Mexiko ein wunderthätiges Wasser bereitet wird, dessen Recept sorgfältig geheim gehalten wird; dieses Wasser heilt angeblich alle Krankheiten, ein Wunder dessen Vollbringung wir nie in den Fall gekommen sind zu erproben; es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß dieses Universalmittel sehr theuer verkauft wird und eine der einträglichsten Einkünfte des Ordens bilden.

„Jesus,“ rief die Alte mit leuchtenden Augen aus, voll Freude über diese verschwenderische Bestellung des Pulquero; „drei Flaschen!“

„Ja, meine Schwester. Ich bitte auch um die Erlaubniß mich ein wenig ausruhen zu können, denn ich bin so schnell hergelaufen, und der Schreck über die Krankheit meiner Frau und Kinder hat mich so angegriffen, daß ich mich kaum aufrecht erhalten kann."

„Armer Mann!" sagte die Pförtnerin theilnehmend.

„Ihr thut wirklich ein Werk der Barmherzigkeit, meine Schwester."

„Ich bitte Euch, Sennor Templado, Euch in der Straße umzusehen, ob Niemand vorübergeht, wir leben in einer so schlimmen Zeit, daß man sich nicht genug vorsehen kann."

„Es ist Niemand zu sehen, meine Schwester," sagte der Pulquero und winkte den Räubern, sich bereit zu halten.

„Dann werde ich aufmachen."

„Gott wird Euch lohnen, meine Schwester."

„Amen!" fügte sie fromm hinzu.

Man hörte den Schlüssel im Schlosse knirschen, die Riegel wurden zurückgeschoben, und die Thüre ging auf.

„Kommt schnell herein, mein Bruder," sagte die Nonne.

Salado hatte aber vorsichtiger Weise den Don Torribio seinen Platz überlassen.

Dieser überfiel die Pförtnerin, ehe sie Zeit gefunden, sich zu besinnen, packte sie an der Gurgel,

preßte ihr den Hals zwischen beiden Händen zusammen und flüsterte ihr in's Ohr:

„Wenn Du ein Wort sagst, alte Hexe, so bringe ich Dich um."

Die alte Frau stürzte vor Entsetzen über den unerwarteten Angriff eines maskirten Mannes, besinnungslos rücklings zu Boden.

„Der Teufel hole die alte Gaunerin!" rief Don Torribio zornig aus: „wer wird uns nun führen?"

Er versuchte, die Pförtnerin wieder zu sich zu bringen, da er aber bald einsah, daß es ihm nicht gelingen würde, winkte er zweien seiner Leute sie zu knebeln und zu binden; nachdem er hierauf den beiden Räubern befohlen, sich als Schildwache an die Thüre zu stellen, nahm er ihr den Schlüsselbund ab, den sie ih ihrem Verwahrsam hatte, und schickte sich, gefolgt von allen seinen Gefährten, in das, von den Nonnen bewohnte Gebäude zu dringen. Es war nicht leicht in dem ungeheuren Baue die Zelle der Aebtissin zu finden, denn nur auf sie hatte es Don Torribio abgesehen.

Indessen mußte er, wenn er mit der Oberin sprechen wollte, dieselbe erst gefunden haben, und das war eben was die Räuber in Verlegenheit brachte, nachdem sie sich durch List des Platzes bemächtigt hatten. Aber in dem Augenblicke, wo sie schon anfingen die Hoffnung aufzugeben, kam ihnen ein durch ihre unerwartete Gegenwart hervorgerufener Umstand

zu Hülfe. Die Räuber hatten sich wie ein entfesselter Strom in die Klosterhöfe verbreitet, ohne sich im Geringsten um die möglichen Folgen ihres gewaltsamen Eindringens zu kümmern, denn sie fluchten und schimpften wie wahre Teufel. Sie schienen entschlossen zu sein, keinen, auch den geheimsten Winkel unerforscht zu lassen; sie handelten freilich, indem sie es thaten, dem Befehle ihres Anführers gemäß.

Die an Ruhe und Stille gewöhnten Nonnen, erwachten sehr bald über den Lärm, welchen sie im ersten Schrecken einem Erdbeben zuschrieben; sie eilten, nur halb gekleidet wie ein Flug aufgeschreckter Tauben mit entsetzlichem Geschrei nach der Zelle der Oberin.

Diese, welche den Wahn ihrer Nonnen theilte, hatte ihre Thüre mit Mühe geöffnet, ihre Heerde um sich versammelt, und schritt entschlossen, auf ihren Hirtenstab gestützt, nach dem Orte, von wo der Lärm herkam.

Plötzlich erblickte sie eine Schaar maskirter Ruhestörer, die ihre Waffen mit Geschrei und Geheul schwangen. Doch ehe sie noch fähig gewesen, einen Laut von sich zu geben, eilte Don Torribio auf sie zu.

„Machen Sie keinen Lärm,“ sagte er, „wir wollen Ihnen nichts thun; wir kommen im Gegentheile, um das durch Sie angerichtete Unheil wieder auszugleichen.“

Die Frauen standen beim Anblicke der vielen maskirten Männer stumm und starr vor Schrecken da.



„Was wollt Ihr von mir?“ stotterte die Aebtissin mit bebender Stimme.

„Das sollen Sie gleich erfahren,“ antwortete der Anführer, wandte sich dann zu seinen Leuten und sagte: „die Schwefellunten!“

Ein Räuber brachte ihm stumm das Verlangte.

„Hören Sie mich jetzt aufmerksam an, Sennora. „Gestern ist eine Novize Ihres Klosters, die sich geweigert hat, den Schleier zu nehmen, plötzlich gestorben.“

Die Oberin sah sich mit gebietenden Blicke um, dann wandte sie sich zu dem Manne, der sie angeredet hatte, und sagte zuversichtlich.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen.“

„Gut; ich erwartete eine solche Antwort. Ich fahre fort: jene Novize, welche kaum sechszehn Jahre zählte, hieß Donna Laura de Azevedo y Real del Monte; sie gehörte einer der ersten Familien der Republik an; heute hat ihre Todtenfeier mit allen, in solchen Fällen gebräuchlichen Ceremonien in der Kirche des Klosters stattgefunden; hierauf hat man ihre Leiche feierlich in die, zur Beerdigung der Nonnen bestimmte Gruft hinabgesenkt.“

Er hielt inne und warf der Oberin durch seine Maske funkelnde Blicke zu.

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, ich wiederhole es,“ antwortete sie kalt.

„So, recht wohl, hören Sie noch das Eine, Sennora, und ziehen Sie Nutzen daraus, denn Sie sind, das schwöre ich Ihnen zu, in die Hände von Män=

nern gefallen, die keine Gnade gewähren, und sich weder durch Ihre Thränen, noch durch Ihr Gejammer werden rühren lassen, wenn Sie dieselben nöthigen Gewalt zu brauchen."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt," erwiderte die Oberin mit unerschütterlichem Gleichmuthe; „ich bin in Ihrer Gewalt, und weiß, daß ich, wenigstens für den Augenblick, auf keinen anderen Beistand als auf den des Himmels rechnen kann. Gott wird mir die Kraft geben Märtyrerqualen zu erdulden."

„Ehrwürdige Frau," versetzte Don Torribio hohnlachend, „Sie lästern Gott, und begehen wissentlich eine Todsünde, indessen geht es mich nicht an, es ist Ihre Sache; ich kehre zu meiner Angelegenheit zurück. Sie werden mir auf der Stelle den Eingang zu der Gruft und die Stelle zeigen, wo Donna Laura ruht; ich habe gelobt, ihren Körper um jeden Preis von hier wegzuführen. Ich werde meinen Eid halten, komme was da wolle; wenn Sie mein Begehr erfüllen, so werde ich und meine Gefährten das Kloster mit der Leiche der armen Hingeschiedenen verlassen, ohne von den unermeßlichen Schätzen, welche das Kloster enthält auch nur für den Werth einer Stecknadel zu entwenden."

„Und wenn ich mich weigere?" fragte sie mit hochfahrender Miene.

„Wenn Sie sich weigern," fuhr er mit besonderer Betonung fort, als ob er sich ihr habe verständlicher



machen wollen, „wird das Kloster geplündert, jene zarten Tauben fallen den Teufel anheim,“ diese Worte begleitete er mit einer Geberde, welche die Nonnen erbeben machte, „und Sie werden einer gewissen Tortur unterworfen, welche Ihnen, wie ich nicht bezweifle, die Zunge lösen wird.“

Die Aebtissin lächelte verächtlich.

„Fangen Sie bei mir an,“ sagte sie.

„Das ist auch meine Absicht; schnell,“ sagte er in barschem Tone, „ans Werk!“

Zwei Männer traten vor, und bemächtigten sich der Oberin; diese versuchte keinen Widerstand. Sie blieb regungslos und wie es schien, ruhig; indessen verrieth ein leichtes Zucken ihrer Brauen, ihre innere Erregung.

„Ist es Ihr letztes Wort, Sennora?“ fragte Ton Torribio.

„Verrichtet Euer Amt, Ihr Henker,“ antwortete sie verächtlich, „versucht es, den Willen einer alten Frau zu erschüttern.“

„Das soll geschehen; vorwärts!“ befahl er.

Die zwei Räuber schickten sich an, Ihrem Anführer zu gehorchen.

„Haltet ein, im Namen des lebendigen Gottes!“ rief ein junges Mädchen aus, indem sie sich entschlossen vor die Oberin warf und die Räuber zurückstieß.

Es war die Novize, mit welcher die Aebtissin sprach, als das Kloster überfallen wurde.

Es folgte eine feierliche Pause.

„Schweig, ich befehle es!“ rief die Aebtissin aus; „laß mich leiden, Gott sieht uns.“

„Es ist gerade, weil er uns sieht, daß ich reden will,“ versetzte das junge Mädchen entschlossen, „er hat jene Männer, die ich nicht kenne, hergeschickt, um ein großes Verbrechen zu verhüten. Folgt mir, Caballeros, Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren, ich will Sie in die Gruft führen.“

„Elende!“ rief die Aebtissin zornig, indem sie versuchte sich aus den Händen derjenigen, welche sie hielten, zu befreien, „Elende! mein Zorn wird auf Dich zurückfallen!“

„Ich weiß es,“ sagte das junge Mädchen trübe, „aber keine persönliche Rücksicht wird mich verhindern, eine heilige Pflicht zu erfüllen.“

„Knebelt die alte Hexe! macht ein Ende!“ befahl der Anführer.

Der Befehl ward augenblicklich vollzogen, trotz ihres verzweifelten Widerstandes, wurde die Oberin in wenigen Augenblicken wehrlos gemacht.

„Einer von Euch wird sie bewachen!“ befahl Don Torribio, und, bei der geringsten verdächtigen Bewegung zerschmettere man ihr den Schädel. Hierauf wandte er sich zu der Novize und sagte in verändertem Tone: „Tausend Dank Sennorita, vollenden Sie, was Sie so glücklich begonnen und führen Sie uns nach jener unheilvollen Gruft.“

„Kommt, Caballeros!“ sagte sie, sich an ihre Spitze stellend.

Die plötzlich gesittet gewordenen Räuber folgten ihr stumm, mit der größten Ehrerbietung.

Auf einen gemessenen Befehl Don Torribio's hatten sich die unruhig gewordenen Nonnen in ihre Zellen zurückbegeben.

Während sie durch die Gänge schritten, näherte sich Don Torribio dem jungen Mädchen, und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, vor welchen es erbebte.

„Fürchten Sie nichts,“ fügte er hinzu, „ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich Alles weiß; ich will Ihnen, Sennorita, nur der treuste und ergebenste Freund sein.“

Das junge Mädchen seufzte, antwortete aber nicht.

„Was soll fortan aus Ihnen hier, verlassen in dem Kloster, und schutzlos dem Hasse jener Furie, welcher nichts heilig ist, Preis gegeben werden? Sie werden in Kurzem die Stelle derjenigen einnehmen, welche wir befreien, wäre es nicht besser sie zu begleiten?“

„Ach, arme Laura!“ murmelte sie dumpf.

„Wollen Sie, die Sie bis jetzt so viel für Sie gethan haben, sie in den letzten entscheidenden Augenblicke verlassen, wo Sie Ihres Beistandes und Trostes mehr als je bedarf? Sind Sie nicht ihre Milchschwester, ihre theuerste Freundin? Wer hindert Sie? Sie sind, seit Ihrer frühesten Kindheit eine Waise

und haben Donna Laura Ihr ganzes Herz zugewandt; antworten Sie, Donna Luisa, ich beschwöre Sie."

Das junge Mädchen sah überrascht, fast erschrocken aus.

„Sie kennen mich!" sagte sie.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Alles weiß; wohlan, Kind, begleiten Sie Ihre Freundin, wenn nicht um Ihrer selbst, so doch um Donna Laura's Willen, zwingen Sie mich nicht, Sie hier in den Händen grausamer Feinde zu lassen, welche Ihnen furchtbare Qualen auferlegen werden."

„Sie wollen es," stammelte sie.

„Donna Laura bittet durch mich darum."

„Wohlan, es sei! das Opfer wird dann vollständig sein; ich werde Ihnen folgen, obwohl ich nicht weiß, ob ich Recht oder Unrecht daran thue; aber, trotzdem ich Sie nicht kenne, und Ihre Züge hinter der Maske versteckt sind, vertraue ich Ihren Worten; es will mich dünken, als ob Sie ein edles Herz besäßen, gebe Gott, daß ich mich nicht irre."

„Es ist der gütige, barmherzige Gott selbst, der Ihren Entschluß leitet, armes Kind."

Donna Luisa ließ den Kopf auf die Brust sinken, und stieß einen Seufzer aus, der einen Schluchzen glich.

Sie gingen schweigend neben einander weiter.

Die Truppe hatte die Bogengänge verlassen und wanderte jetzt durch öde Räume, welche schon lange nicht mehr bewohnt zu werden schienen.

„Wohin führen Sie uns, Ninna?“ fragte Don Torribio; „ich glaubte, daß die Gruft des Klosters, wie es gewöhnlich der Fall ist, unter der Kirche sei.“

Das junge Mädchen lächelte traurig.

„Ich führe Sie auch nicht in die Gruft,“ sagte sie mit bebender Stimme.

„Wohin denn?“

„Nach den In=pace.“

Don Torribio unterdrückte einen Ausruf des Zornes.

„Ach!“ stöhnte er.

„Der Sarg, welcher heute Morgen in die Gruft gesenkt wurde,“ fuhr Donna Luisa fort, „enthielt wirklich den Körper der armen Laura; das war unumgänglich nothwendig, weil die Todten, der herrschenden Sitte gemäß, mit unbedecktem Gesichte und in ihrer gewöhnlichen Kleidung beerdigt werden; aber, sobald sich die Menge verlaufen, und die Thüren hinter der Versammlung geschlossen hatten, befahl die Oberin den Stein der Gruft, der noch nicht fest eingefügt war, weg zu nehmen und ließ den Körper herauf holen und nach den tiefsten In=pace des Klosters schaffen. Aber, wir sind angekommen,“ sagte sie stehen bleibend, indem sie auf einen breiten Stein deutete, der sich im Fußboden des Saales, in welchem man stand, eingefügt befand.

Der ganze Auftritt hatte etwas Düsteres und Ergreifendes; die maskirten Männer, welche in dem öden Gemache das junge, weißgekleidete Mädchen

umstanden, glichen beim blutigen Scheine der Fackeln, die sie schwangen, täuschend jenen geheimnißvollen Vehmrichtern, die sich in alten Zeiten in Ruinen versammelten, um die Könige und Kaiser zu richten.

„Hebt den Stein auf!“ befahl Don Torribio mit dumpfer Stimme.

Der Stein ward mit einiger Mühe in die Höhe gehoben, und enthüllte eine dunkele Tiefe, aus welcher eine warme, unreine Luft aufstieg. Don Torribio nahm eine Fackel und bückte sich über die Oeffnung.

„Die Gruft ist leer,“ sagte er nach einer Weile.

„Ja,“ sagte Donna Luisa einfach, „Diejenige, welche Sie suchen ist tiefer unten.“

„Was, noch tiefer?“ rief er aus, und konnte sein Entsetzen nicht unterdrücken.

„Diese Gruft ist nicht tief genug; ein Zufall könnte sie entdecken lassen, oder man könnte das Geschrei hören; es sind noch zwei über einander befindliche Gewölbe da. Wenn die Aebtissin aus irgend einem Grunde beschlossen hat, eine Nonne verschwinden zu lassen, und aus der Mitte der Lebenden zu entfernen, so wird sie in das unterste hinabgelassen, welches die Hölle genannt wird! dort erstirbt jeder Laut, jeder Seufzer verhallt, jede Klage ist vergebens! Ja, die Inquisition verstand ihr Amt, wie Sie sehen! es ist übrigens so kurze Zeit her, seitdem sie nicht mehr in Mexiko herrscht, daß man in den

Klöstern noch einige Gebräuche derselben beibehalten hat: suchen Sie tiefer, Caballero, immer tiefer!"

Bei diesen Worten trat dem Don Torribio der Schweiß auf die Stirne, und sein Haar sträubte sich; er glaubte der Spielball eines furchtbaren Traumes zu sein. Er bekämpfte seine Bewegung mit Gewalt und stieg vermittelst einer beweglichen Leiter, welche an einer der Seiten lehnte, in die Gruft hinab; mehrere seiner Gefährten folgten ihm.

Nach einigem Suchen entdeckten sie einen ähnlichen Stein, wie den ersten. Don Torribio leuchtete mit der Fackel in die dunkele Tiefe.

„Leer!" sagte er entsetzt.

„Tiefer, sage ich, tiefer!" rief Donna Luisa mit hohler Stimme, vom Rande des oberen Gewölbes aus.

„Was hatte das holde Wesen denn verbrochen, daß man sie so gemartert hat?" rief Don Torribio mit ausbrechendem Schmerze aus.

„Der Geiz und der Haß sind zwei furchtbare Rathgeber," antwortete das junge Mädchen; „aber eilen Sie, eilen Sie, denn jeder Augenblick des Verzugs ist eine Ewigkeit für Diejenige, welche Sie suchen."

Don Torribio bemühte sich, den Tod im Herzen, das letzte Gewölbe zu entdecken. Nach einigen Anstrengungen gelang es ihm.

Kaum war der Stein entfernt worden, als er sich, unbekümmert um die mephitische Luft, welche ihm

entgegenströmte, über die Oeffnung bückte und hin=
unter blickte.

„Ich sehe sie! ich sehe sie!“ rief er in einem Tone, der nichts Menschliches hatte.

Hierauf sprang er, ohne sich weiter zu besinnen, oder nur die Höhe mit dem Blicke zu messen, hinunter.

Einige Augenblicke später stieg er, den leblosen Körper Donna Laura's in dem Arme haltend, zum Saale hinauf.

„Zurück! meine Freunde! fort!“ rief er seinen Begleitern zu: „wir wollen keinen Augenblick länger in der Mörderhöhle bleiben, in welcher Raubthiere in menschlicher Gestalt hausen.“

Auf einen Wink von ihm, nahm ein stämmiger Lepero Donna Luisa in seine Arme, und Alle eilten in der Richtung der Kreuzgänge davon.

Die Aebtissin machte, als sie ihrer ansichtig wurde, eine gewaltige Anstrengung, um ihre Fesseln zu zer=
reißen, und wand sich in ohnmächtiger Wuth wie eine Schlange, indem sie Denjenigen, die ihre fluchwürdigen Pläne vereitelt hatten, giftige und gehässige Blicke zuwarf.

„Elende!“ rief ihr Don Torribio zu, als er in ihre Nähe kam, und stieß sie verächtlich mit dem Fuße fort, „sei verflucht. Es ist der Anfang Deiner Strafe, daß Dir Dein Opfer entrinnt.“

Durch eine Anstrengung, welche nur der äußersten Wuth möglich ist, gelang es ihr, ihren Knebel etwas

zu lüften und sie schrie in einem Tone, der wie Todten=geläute an das Ohr Don Torribio's schlug:

„Vielleicht!"

Hierauf fiel sie, von ihrer Anstrengung erschöpft, ohnmächtig zu Boden.

Fünf Minuten später befanden sich nur die gegewohnten Gäste im Kloster.

Neuntes Kapitel.

Freikugel und Zielegut.

Hier hielt Freikugel in seiner Erzählung inne und stopfte mit nachdenklicher Miene seine indianische Pfeife.

Es folgte ein tiefes Schweigen.

Die von dem eben Gehörten erschütterten Zuhörer wagten keine Bemerkung laut werden zu lassen.

Zielegut blickte auf.

„Das ist eine eben so dramatische als düstere Geschichte," sagte er; „aber, haltet mir meine rücksichtslose Offenheit zu Gute, mein alter, lieber Kamerad, sie scheint mir mit dem, was uns beschäftigt, in keinem Zusammenhange zu stehen, und hat mit den Ereignissen, bei denen wir uns wahrscheinlich betheiligen, oder denen wir wenigstens als Zuschauer beiwohnen werden, nichts zu schaffen."

„Was kümmern uns Waldläufer übrigens die Auftritte, welche in Mexiko oder irgend einer Stadt der

das Verbrechen nicht ungeahndet zu lassen, und zu dem Zwecke das Gold verschwenderisch austheilten. Bald hatte man ausgemittelt, daß die Räuber auf Pferde gestiegen seien, welche von ihren Helfershelfern, die sie zu dem Zwecke aufgestellt hatten, bereit gehalten worden, und sich mit verhängtem Zügel in der Richtung des Presidios entfernt hatten. Ja, es gelang sogar einen der Männer ausfindig zu machen, der die Pferde geliefert hatte; jener Mensch, Namens Pepito, den das gebotene Gold mehr blendete, als daß ihn die Drohungen geschreckt hätten, sagte aus, daß er für Rechnung des Don Torribio Carvajal fünfundzwanzig Reisepferde verkauft habe, die um zwei Uhr Morgens vor dem Bernhardinerkloster abzuliefern gewesen seien; da man ihm jene Pferde vorausbezahlt, so habe er sich nicht weiter um den sonderbaren Ort gekümmert, wo sie abgeliefert werden sollten, auch die ungewöhnliche Zeit nicht beachtet. Don Torribio war mit zwei Frauen, welche sie mit sich führten, zurückgekommen, von denen die Eine geschienen habe ohnmächtig zu sein und sich ohne Aufenthalt entfernt. Man hatte die Spur der Entführer bis zum Presidio du Tubac verfolgt, wo Don Torribio seine Leute einige Tage hatte ruhen lassen; dort kaufte er einen geschlossenen Palankin, ein Feldzelt, alle zu einer langen Wanderung erforderlichen Vorräthe und verschwand plötzlich während der Nacht mit seiner ganzen Truppe, nachdem er dieselbe mit allen Abenteurern verstärkt hatte, welche er im Presidio

hatte auftreiben können, doch wußte Keiner, welche Richtung er eingeschlagen hatte; diese Nachrichten waren zwar mangelhaft, doch bis auf einen gewissen Punkt hinreichend; die Verwandten des jungen Mädchens setzten ihre Nachforschungen fort.

„Jetzt fange ich an zu begreifen, wo es hinaus will,“ fiel ihm Zielegut in's Wort, „wenn Ihr zu Ende seid, werde ich einige Bemerkungen machen, deren Richtigkeit Ihr mit mir einsehen werdet, wie ich gewiß zu sein glaube.“

„Ich bin es sehr zufrieden, mein wackerer Kamerad,“ antwortete Freikugel und fuhr dann fort wie folgt: „Inzwischen trat ein Mann, den ich seit ungefähr zwanzig Jahren nicht wiedergesehen und sicher nicht erkannt hätte, wenn er mir nicht seinen Namen gesagt, zu mir; mein Begleiter Ruperto und ich waren in Presidio du Tubac, um einige Tiger- und Pantherfelle zu verkaufen. Jener Mann hat mir mitgetheilt, was ich Euch oben erzählt habe; er fügte hinzu, daß er ein naher Verwandter des jungen Mädchens sei, erinnerte mich an Gefälligkeiten, welche er mir erwiesen, kurz er verstand es, mich so gut zu überreden, daß ich ihm versprach, ihm zu helfen sich an seinem Feinde zu rächen. Zwei Tage darauf folgten wir der Fährte; das war für mich, der ich gewöhnt bin, den Fährten der Indianer zu folgen, nur Kinderspiel und hatte ihn bald fast mitten in die von Don Miguel d'Ortega geführte Karavane gebracht.“

„Der Andere hieß Don Torribio Carvajal?“

„Konnte er seinen Namen nicht geändert haben?“

„Wozu das in der Wildniß?“

„In der Voraussicht, daß man ihn verfolgen würde.“

„Die Verwandten hatten wohl ein großes Interesse ihn zu verfolgen?“

„Don José behauptet, daß er der Onkel des jungen Mädchens sei, welches er mit vieler Zärtlichkeit liebe.“

„Sie ist ja aber, wenn ich nicht irre, todt, wenigstens habt Ihr mir es gesagt.“

Freikugel kratzte sich hinter den Ohren.

„Das ist eben der streitige Punkt,“ sagte er; „es scheint im Gegentheile, als sei sie nicht todt.“

„Was!“ rief Zielegut aus, „sie ist nicht todt? Der Onkel weiß es also, und das arme Geschöpf ist mithin mit seiner Bewilligung lebendig begraben worden! Wenn dem so ist, so steckt eine teuflische Intrigue darunter.“

„Ja, ich muß Euch offen bekennen, daß ich es auch fürchte!“ erwiderte der Kanadier in etwas unsicherem Tone; „der Mann hat mir indessen einen großen Dienst erwiesen; ich habe keine Beweise für meinen Verdacht, und ....“

Zielegut stand auf und stellte sich vor den Jäger hin:

„Freikugel,“ sagte er in strengem Tone, „wir sind Landsleute und lieben uns wie Brüder; wir haben



lange Jahre neben einander in der Prairie geschlafen, die guten und die bösen Tage mit einander getheilt, uns gegenseitig wohl hundertmal das Leben gerettet, sei es im Kampfe mit den wilden Thieren, sei es im Gefechte gegen die Indianer, ist das wahr?"

„Das ist wahr, Zielegut, ganz wahr, und wer das Gegentheil behaupten wollte, müßte lügen!" erwiderte der Jäger bewegt.

„Mein Freund und Bruder! ein großes Verbrechen ist entweder verübt worden oder soll verübt werden, sehen wir uns vor, seien wir wachsam und vorsichtig; wer weiß, ob uns die Vorsehung nicht zu ihren Werkzeugen erwählt hat, durch welche die Schuldigen bestraft und die Unschuld beschützt werden soll! Jener Don José wünscht also, wie Ihr sagt, daß ich mich an dem Unternehmen betheilige? Gut, ich schlage ein! Ihr, Ruperto und ich werden uns nach dem Uebergang del Rubio begeben, und verlaßt Euch auf mich, Freund, nun ich aufmerksam gemacht worden bin, werde ich den Schuldigen entdecken."

„Das ist mir auch das Liebste," versetzte der Jäger treuherzig. „Ich muß gestehen, daß mir meine eigenthümliche Lage, in der ich mich befand, sehr drückend war. Ich bin nur ein armer Jäger, der von der Niederträchtigkeit der Städter nicht viel weiß."

„Ihr seid ein redlicher, treuherziger und verständiger Mann; aber die Zeit vergeht; ich glaube, daß wir jetzt, nachdem wir uns verständigt und bespro-

chen haben, gut thun werden, uns auf den Weg zu machen."

„Ich bin bereit zu gehen, sobald Ihr es wünscht."

„Noch einen Augenblick. Könnt Ihr Ruperto einige Zeit entbehren?"

„Vollkommen."

„Um was handelt es sich?" fragte dieser.

„Mir eine Gefälligkeit zu erweisen."

„Redet, Zielegut, ich bin bereit."

„Niemand weiß, was geschehen kann, wir werden vielleicht in wenig Tagen Verbündete brauchen, auf welche man rechnen kann; der hier anwesende Häuptling wird uns dieselben, sobald wir sie verlangen, stellen; begleitet ihn nach seinem Dorfe, und sobald Ihr dort angekommen seid, verlaßt es und verfolgt unsere Fährte, und zwar so, daß Ihr uns nicht gerade auf dem Fuße folgt, sondern wir wissen, wo Ihr im Falle der Noth zu finden seid."

„Ich verstehe," sagte der Jäger kurz, indem er aufstand, „seid unbesorgt."

Zielegut wandte sich nun zu dem Fliegenden Adler und setzte ihm auseinander, was er von ihm erwarte.

„Mein Bruder hat die Zaunrose gerettet," antwortete der Häuptling großmüthig; „der Fliegende Adler ist ein Sachem in seinem Stamme; zweihundert Krieger werden auf den leisesten Wink meines Vaters den Kriegspfad betreten; die Comanchen sind Männer und die Worte ihres Mundes kommen aus dem Herzen."

„Ich danke Euch, Häuptling," sagte Zielegut, indem er die Hand, welche ihm die Rothhaut reichte, warm drückte, „möge der Wacondah auf Eurer Reise über Euch wachen!"

Nachdem die Männer eilig ein Stück über dem Feuer gerösteten Fleisches gegessen und ein Trago-Pulque getrunken, wovon der Comanche, der Sitte seines Volkes gemäß, welches das einzige ist, das sich der geistigen Getränke enthält, nichts genoß, trennten sich die vier Genossen. Ruperto, der Fliegende Adler und die Zaunrose vertieften sich in die Prairie und wandten sich nach Westen, indessen sich Freikugel und Zielegut mehr nach Links hielten und die östliche Richtung einschlugen, um an den Uebergang del Rubio zu gelangen, wo man den zweiten erwartete.

„Hm!" bemerkte Freikugel, indem er seinen Rifle unter den linken Arm nahm, und mit jenen den Waldläufern eigenen elastischen Schritte vorwärts ging, „wir haben uns eben keine leichte Aufgabe gestellt.

„Wer weiß, lieber Freund," erwiderte Zielegut sinnend. „Wir müssen auf jeden Fall die Wahrheit zu ergründen suchen."

„Das denke ich auch."

„Etwas muß ich vor Allem wissen."

„Was denn?"

„Was der so sorgfältig verschlossene Palankin des Don Miguel enthält."

„Nun, was denn sonst, als eine Frau?"

„Wer hat es Euch gesagt?"

„Niemand, ich vermuthe es aber."

„Wir wollen nicht vorgreifen," lieber Freund, „die Zeit wird Alles aufklären."

„Gott gebe es!"

„Gott sieht und weiß Alles, mein Freund. Seid versichert, daß wenn er uns quälende Zweifel in's Herz gepflanzt hat, so geschieht es nur, weil er uns, wie ich schon gesagt habe, zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit ausersehen hat."

„Sein Wille geschehe!" antwortete Freikugel und entblößte fromm sein Haupt; „ich bin bereit ihm in Allem zu gehorchen, was er über mich verhängen wird."

Nachdem die Jäger auf diese Weise ihre Empfindungen ausgetauscht, gingen sie statt wie bisher neben einander, nach indianischer Sitte hinter einander weiter, weil der Weg anfing sehr beschwerlich zu werden.

Nachdem sie den Wald verlassen und sich im hohen Grase befanden, blieben sie eine Weile stehen, um sich zu orientiren.

„Es ist spät," bemerkte Zielegut.

„Ja, es es ist fast Mittag; folgt mir nur, so werden wir die versäumte Zeit bald wieder eingeholt haben."

„Wie so?"

„Meint Ihr nicht, daß es besser wäre zu reiten, als zu Fuße zu gehen?"

„Ja, wenn wir Pferde hätten."

„Die will ich uns eben verschaffen."

„Habt Ihr Pferde?"

„Ich habe in der vergangenen Nacht mein und Ruperto's Pferd hier in der Nähe gelassen, um mich verabredetermaßen mit Don José zu treffen, weil ich mich dazu einer Pirogue bedienen mußte."

„Nun, die wackern Thiere kommen uns eben gelegen; ich, meines Theils, muß bekennen, daß ich todtmüde bin; ich gehe bereits lange Zeit in der Prairie umher und meine Beine fangen an den Dienst zu versagen."

„Kommt hier her, wir werden sie bald gefunden haben."

Die Jäger waren auch kaum dreihundert Schritte in der angegebenen Richtung gegangen, als sie die Pferde erblickten, die friedlich die Winden und jungen Keime beweideten. Die edlen Thiere hoben, beim Tone der Signalpfeife, ihre schlanken, intelligenten Köpfe in die Höhe und sprangen den Jägern mit freudigem Gewieher entgegen. Sie waren der, in der Prairie herrschenden Sitte gemäß, gesattelt; nur hing das Bossal an ihrem Halse. Die Jäger zäunten sie auf, schwangen sich auf ihren Rücken und sprengten davon.

„Nun Jeder von uns ein gutes Pferd unter sich hat, werden wir gewiß zu rechter Zeit da sein," bemerkte Zielegut; „wir brauchen daher nicht zu eilen,

sondern können bequem mit einander reden; sagt mir, Freikugel, haben Sie Don Miguel Ortega schon gesehen?"

„Niemals, ich muß es gestehen."

„Ihr kennt ihn also nicht?"

„Wenn ich Don José glauben soll, so ist es ein Bösewicht; was mich betrifft, so habe ich, da ich nie mit ihm in Berührung gekommen bin, weder eine gute, noch eine schlechte Meinung von ihm."

„Mit mir ist es etwas Anderes; ich kenne ihn."

„Ah!"

„Vollkommen."

„Seit langer Zeit?"

„Ziemlich lange, wenigstens lange genug, um im Stande zu sein, ihn, wie ich glaube, richtig zu beurtheilen."

„So! so! was denkt Ihr von ihm?"

„Viel Gutes und viel Böses."

„Teufel!"

„Warum nimmt Euch das Wunder? Geht es uns nicht mit allen Menschen so?"

„So ziemlich allerdings."

„Der, von dem wir sprechen, ist weder besser noch schlechter wie die Andern; ich habe Euch heute Nacht, weil ich ahnte, daß Ihr von ihm reden wolltet, um Eurer Meinung nicht vorzugreifen, gesagt, daß ich ihn

fast gar nicht kenne; es kann aber sein, daß Ihr in Kurzem Eure Ansicht vollständig ändern und vielleicht bereuen werdet, daß Ihr bis jetzt jenem Don José beigestanden habt, wie Ihr ihn nennt."

„Soll ich aufrichtig reden, Zielegut, da uns außer Gott Niemand hören kann?"

„Redet, Freund, ich bin begierig Eure Meinung zu hören."

„Ich denke, daß Ihr von der Geschichte, welche ich Euch heute Nacht erzählt habe, mehr wißt, als Ihr Euch merken laßt."

„Vielleicht habt Ihr Recht, warum aber glaubt Ihr das?"

„Aus mancherlei Gründen."

„Laßt die Gründe hören."

„Erstlich seid Ihr ein zu verständiger Mann und habt zu viel Erfahrungen im Leben gemacht, um ohne besonderen Grund einen Mann in Schutz zu nehmen, welchen Ihr, den in der Prairie herrschenden Grundsätzen gemäß, eher als einen Feind, oder doch einen Menschen betrachten müßtet, mit welchem in Berührung oder Verbindung zu treten eher unangenehm, als angenehm ist."

Zielegut lachte.

„Was Ihr da sagt, Freikugel," sagte er, „ist nicht ganz unwahr."

„Nicht wahr?“

„Ich werde mit Euch nicht hinter dem Berge halten: ja, ich habe wichtige Gründe, um mich jenes Mannes anzunehmen; ich kann Euch dieselben gegenwärtig nicht nennen, denn es ist ein mir anvertrautes, fremdes Geheimniß; ich hoffe, daß Ihr bald Alles wissen werdet, aber bis dahin müßt Ihr meiner alten Freundschaft vertrauen und mich nach eigenem Gutdünken handeln lassen.“

„Das läßt sich hören; so fange ich doch an, besser zu begreifen, und Ihr könnt in jedem Falle auf mich rechnen.“

„Nun, ich wußte ja, daß wir uns schließlich verständigen würden, aber still! laßt Euch nichts merken, wir sind angelangt. Teufel! die Mexikaner lassen nicht auf sich warten; da ist ihr Lager am Ufer des Flusses.“

In der That erblickte man ein Jägerlager in geringer Entfernung, welches von der einen Seite an den Fluß, von der anderen an einen Wald grenzte, und das mit Bollen und in einander gefügten Baumstämmen von der vorderen, nach der Prairie gewendeten Seite, vollständig eingefaßt war.

Die zwei Jäger gaben sich zu erkennen und konnten ohne Schwierigkeiten eintreten.

Don Miguel Ortega war abwesend, die Gambu-

sinos erwarten ihn jeden Augenblick. Die Jäger stiegen von den Pferden, pflöckten sie aus und setzten sich ruhig an das Feuer.

Don Stefano Cohecho hatte die Gambusino's, wie er es vorher angekündigt hatte, bei Tagesanbruch verlassen.

Zehntes Kapitel.

Neue Personen.

Wir müssen zum besseren Verständnisse der nun folgenden Ereignisse, von unserem Privilegium als Erzähler Gebrauch machen und ungefähr vierzehn Tage zurückgehen, um dem Leser einen Auftritt vorzuführen, welcher mit den bedeutendsten Ereignissen unserer Erzählung in einigem Zusammenhange steht, und welcher höchstens einige hundert Meilen von dem Orte entfernt stattfand, an welchem unsere Hauptpersonen zufällig zusammengekommen waren.

Die Cordilleras der Anden, jener ungeheure Gebirgskamm des amerikanischen Festlandes, welcher es unter mancherlei Namen in seiner ganzen Länge durchschneidet, und zwar von Norden nach Süden, hat noch Spitzen aufzuweisen, die ungeheure Llanos bilden, auf welchen ganze Völkerschaften in einer Höhe leben, wo in Europa jede Vegetation aufhört.

Wenn man den Presidio de Tubac, jenen äußersten

Grenzposten der Civilisation, der an der Grenze der Wildniß liegt, und in Mediano, Region der Tierra Caliente ungefähr eine Strecke von hundertundzwanzig Meilen vorgedrungen ist, befindet man sich plötzlich und unvorbereitet vor einem ungeheuren Urwalde, der nicht weniger, als dreihundert und zwanzig Tausend Meilen lang und achtzig Meilen tief ist.

Es vermag auch die gewandteste Feder nicht die unzähligen Wunder aufzuzählen, welche in jenem undurchdringlichen Gewirre verschiedenartiger Pflanzen enthalten sind, welche man einen Urwald nennt, und den seltsamen und wunderlichen, großartigen und ergreifenden Eindruck zu schildern, welchen sie auf die geblendeten Augen des Beobachters machen. Auch die schöpferischste Phantasie muß vor der Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit dieser jungfräulichen Welt weichen, die aus ihren eigenen Trümmern mit immer erneuter Kraft und Fülle emporwächst. Hie und da wühlen sich Lianen, nachdem sie von Baum zu Baum, von Ast zu Ast geklettert sind in den Boden, um weiter hin von der Erde aus wieder aufwärts zu steigen, und bilden, indem sie sich kreuzen und zusammenwirren, eine fast undurchdringliche Mauer, als ob die Natur bemüht gewesen, die Geheimnisse des Waldes hinter derselben vor den ungeweihten Blicken des Menschen zu verbergen, dessen Schritte in seltenen Zwischenräumen und nie ungestraft im Dunkel desselben erschallt sind. Bäume jedes Alters und jeder Gestalt

wachsen ohne Ordnung und Symmetrie, als ob sie von der Hand des Zufalles gesäet worden wären, wie Getreidekörner in einer Furche. Einige derselben, die schlank und aufgeschossen sind, zählen nur wenige Jahre; die hohen, breiten Aeste derjenigen, über deren prächtige Gipfel schon Jahrhunderte vorübergezogen sind, hängen tief auf dieselben herab. Klare, silberne Quellen murmeln unter dem Laubdache, die aus den Felsenspalten rieseln und sich nach unzähligen Windungen in irgend einen unbekannten See oder Fluß ergießen, in deren klarem Spiegel sich nur die erhabenen Mysterien der Einsamkeit reflektiren. Da sieht man alle die herrlichen Produkte der Tropenländer, den Mahagoni-, Ebenholz-, Palissander-, schwarzen Eichen-, Korkeichen-, Silberpappel-, Mimosenbaum mit den silbernen Blättern, den Tamarindenbaum und tausend Andere in wirrem Durcheinander und malerischer Unordnung. Sie breiten ihre Aeste, blühenden Zweige, ihre Früchte und ihr üppiges Laub, das ein undurchdringliches Dach bildet, nach allen Richtungen aus. Aus den unermeßlichen und unerforschten Tiefen jener Wälder tönen von Zeit zu Zeit unerklärliche Laute, hallt wildes Geheul, Gekreisch, spottende Töne, untermischt mit durchdringendem Zischen, fröhlicher oder melodischer Gesang, oder die Ausbrüche der Wuth, des Zornes oder Entsetzens der gefürchteten Gäste, welche darin hausen.

Nachdem man sich muthig in dieses Chaos ge=

stürzt und mit jener unkultivirten, wilden Natur gerungen, gelingt es endlich, sich mit dem Beil in der einen und einer Fackel in der andern Hand Schritt für Schritt einen nicht zu schildernden Weg zu bahnen; bald muß man wie eine Schlange über Abfälle von Laub, faulem Holz und Vogelmist kriechen, die seit Jahrhunderten aufgehäuft da liegen, oder hoch in den Lüften von Ast zu Ast springen. Aber wehe Demjenigen, der es versäumt, beständig auf seine Umgebung ein wachsames Auge und offenes Ohr zu richten; denn außer den Hindernissen, welche ihm die Natur entgegenstellt, hat er den giftigen Biß der aus ihren Schlupfwinkeln aufgeschreckten Schlangen, und die grimmigen Angriffe der Raubthiere zu fürchten. Ueberdies hat man den Lauf der Flüsse und Bäche, denen man begegnet, sorgsam zu beobachten, sich am Tage nach dem Stande der Sonne, des Nachts nach dem Kreuze des Südens zu richten; denn, wenn man sich ein Mal im Urwalde verirrt hat, so ist es unmöglich wieder hinauszukommen; es ist ein Labyrinth, aus welchem kein Faden der Ariaden einen Ausweg verschafft.

Ist es endlich gelungen, die eben angegebenen und noch tausend andere, nicht minder schreckliche Gefahren zu überwinden, so tritt man in eine ungeheure Ebene, in deren Mitte sich eine indianische Stadt erhebt.

Man steht nämlich vor einer jener geheimnißvollen Wohnstätten, die noch kein Europäer den Fuß ge-

setzt hat, deren genaue Lage man selbst nicht kennt, und die, seit der Eroberung des Landes, den letzten Ueberresten der Civilisation der Azteken als Zufluchtsorte dienen.

Die an's Fabelhafte grenzenden Berichte einiger Reisenden über die in diesen Städten verborgenen unermeßlichen Schätze haben die Habsucht und Begierde mehrerer Abenteurer erweckt, die zu verschiedenen Zeiten versucht haben, den Weg nach jenen verborgenen Königinnen der Prairie und mexikanischen Steppen zu entdecken. Noch andere sind nur von dem Reize angezogen, welchen außerordentliche Unternehmungen für ausschweifende Phantasien haben, besonders seit ungefähr fünfzig Jahren ausgezogen, um jene indianischen Städte aufzufinden, ohne daß bis auf den heutigen Tag eine dieser Entdeckungsreisen irgend einen Erfolg gehabt. Einige sind enttäuscht und halb verkrüppelt von jener Reise ins Blaue zurückgekehrt; eine gewisse Anzahl hat seinen Tod in der Tiefe der Abgründe und Quebradas gefunden und ihre Leichen dienen Raubvögeln zur Nahrung, andere endlich sind noch unglücklicher gewesen und sind spurlos verschwunden, ohne daß man je wieder etwas von ihnen gehört hätte.

Wir haben in Folge von Verhältnissen, welche hier zu erörtern, zu weit führen würde, deren Erzählung wir uns aber für ein anderes Werk vorbehalten, gegen unseren Willen eine jener unzugänglichen Städte bewohnt, sind aber glücklicher gewesen, als unsere Vor=

gänger, deren verwittertes Gebein wir wie unheilverkündende Sprossen der Leiter am Wege gefunden, indem es uns gelungen ist, uns durch tausend auf wunderbare Weise umgangene Gefahren hindurch wieder aus derselben zu flüchten.

Die Beschreibung, welche nun folgt, ist daher von der gewissenhaftesten Genauigkeit und keinem Zweifel unterworfen, denn wir sprechen als Augenzeugen.

Die Stadt, welche sich, sobald man den Urwald hinter sich hat, von welchem wir ein Bild gegeben, den Blicken zeigt, und Quiepaa-Tani heißt, erstreckt sich von Westen nach Osten und bildet ein längliches Viereck. Ein breiter Fluß, über welchen mehrere unglaublich leichte, anmuthige Lianenbrücken führen, durchschneidet sie in ihrer ganzen Länge. An jeder Ecke jenes Viereckes dient ein ungeheurer Felsen, welcher nach dem freien Felde senkrecht abfällt, als fast unüberwindliches Bollwerk; jene vier Citadellen sind überdies durch eine vierzig Fuß hohe Mauer, deren Rand zwanzig Fuß dick ist, mit einander verbunden, welche im Innern der Stadt eine Abdachung bildet, deren Basis sechzig Fuß Durchmesser hat. Jene Mauer ist mit einheimischen Backsteinen erbaut, welche aus sandiger Erde und gehacktem Stroh geformt sind; man nennt sie Adobas; sie sind ungefähr zwei Ellen lang. Ein breiter, tiefer Graben, verdoppelt beinahe die Höhe der Mauer.

Nur zwei Thore führen in die Stadt. Dieselben

sind mit Wachthürmen und Schießscharten versehen, ganz wie die Festungen des Mittelalters, und eine kleine, bretterne, schmale, bewegliche Brücke, die bei dem geringsten Anlaße weggenommen werden kann und die einzige Verbindung von jenen Thoren nach Außen vermittelt, vervollständigt die Täuschung.

Die Häuser sind niedrig, mit terassenförmigen Dächern, die mit einander verbunden sind; sie sind leicht, aus mit Cement verbundenem Rohre und Cannaverales errichtet, aus Rücksicht auf die Erdbeben, welche in jenem Himmelsstriche so häufig vorkommen; sie sind aber geräumig, luftig und mit zahlreichen Fenstern versehen. Sie sind sämmtlich nur ein Stockwerk hoch und an der Vorderseite mit einem blendend weißen Lacke überzogen.

Die eigenthümliche Stadt bietet von Weitem, wie sie sich aus dem hohen Grase erhebt einen eben so seltsamen, als bezaubernden Anblick.

An einem schönen Oktoberabende traten fünf Personen, deren Züge und Kleidung wegen der Dunkelheit unkenntlich waren, aus dem oben beschriebenen Walde, blieben einen Augenblick unschlüssig am Rande des eben durchschnittenen Gehölzes stehen und fingen an, das Terrain zu mustern. Vor ihnen erhob sich eine Anhöhe, welche den Wald schloß, und dessen zwar nur mäßig hoher Gipfel, doch den Horizont wagerecht durchschnitt.

Nachdem die Fünf einige Worte mit einander

gesprochen hatten, blieben zwei von ihnen stehen, wo sie waren; die übrigen drei legten sich glatt auf den Bauch, und krochen, sich mit Händen und Füßen fortschiebend, durch das riesenhohe Gras, das über ihren Köpfen wogte und sie vollständig verbarg.

Als sie endlich die Anhöhe mit großer Anstrengung erstiegen hatten, ließen sie ihre Blicke in die Ferne schweifen und waren von Staunen und Bewunderung erfüllt.

Der Hügel, auf welchem sie standen, fiel senkrecht ab, sowie das ganze Terrain, was sie links und rechts umgab. Hundert Fuß unter ihnen breitet sich eine herrliche Ebene aus, in deren Mitte, ungefähr zwei Tausend Ellen von ihnen entfernt, sich Quiepaa-Tani (buchstäblich, in der Zapotheken-Sprache Quiepaa, Himmel; Tani, Berg) die geheimnißvolle Stadt erhob, umgeben von ihrer dicken Mauer und bewacht von ihren festen Thürmen. Der Anblick derselben in der Mitte der Wildniß, versetzte die Männer in ein Erstaunen, das sie sich kaum zu erklären vermochten und das sie einige Minuten lang stumm machte.

Endlich stützte sich einer von ihnen auf den Ellbogen, wandte sich zu seinem Gefährten und sagte:

„Sind meine Brüder zufrieden?“ obgleich er spanisch sprach, verrieth doch der gurgelnde Ton seiner Stimme den Indianer; „hat Addick — der Hirsch — sein Versprechen gehalten?“

„Addick ist einer der ersten Krieger seines Stammes;

seine Zunge ist gerade und das Blut fließt hell in seinen Adern," antwortete einer der beiden Männer, zu welchen er sprach.

Der Indianer lächelte still, ohne zu antworten; dieses Lächeln würde seinen Gefährten, wenn sie es hätten sehen können, Stoff genug zum Nachdenken gegeben haben.

„Mir scheint," sagte Derjenige, welcher noch nicht gesprochen hatte, „daß es sehr spät ist, um in die Stadt zu gehen."

„Morgen bei Sonnenaufgang wird Addick die beiden Lio nach Quiepaa-Tani führen," antwortete der Indianer, „die Nacht ist zu finster."

„Der Krieger hat Recht," bemerkte der Zweite, „wir müssen bis morgen warten."

„Ja, wir wollen zu unseren Gefährten zurückkehren, die eine längere Abwesenheit besorgt machen könnte. Hierauf wandte sich der Erste wie gesagt; so gethan, um, und gelangte, indem er der Spur folgte, welche sein Körper im hohen Grase hinterlassen hatte, bald mit seinen Begleitern, welche seinem Beispiele gefolgt waren, an den Rand des Waldes, in welchen die zwei von ihnen Zurückgelassenen, nachdem sie sich entfernt hatten, wieder getreten waren.

Das während des Tages in jenen düsteren Hallen herrschende Schweigen war den dumpfen Lauten eines wilden Concertes gewichen, bestehend aus dem durchdringenden Geschrei der Nachtvögel, die erwachten und

sich anschickten, die Loros-Colibris oder die fern von ihrem Neste verspätet umherirrenden Kardinalvögel zu überfallen, dem Geheule der Konguare, dem hinterlistigen Geschnurre der Jaguare und Panther und dem abgerissenen Gebell der Coyoten, die in den Wölbungen der unzugänglichen Höhlen und gähnenden Schluchten, die den furchtbaren Gästen zur Wohnung dienten, wiederhallten.

Die drei Männer folgten wieder dem Wege, welchen sie sich mit dem Beile gehauen hatten, und befanden sich bald bei einem Feuer von dürrem Holze, das in der Mitte einer Lichtung brannte. Zwei Frauen, oder vielmehr zwei junge Mädchen kauerten traurig und sinnend am Feuer. Dieselben zählten zusammen kaum dreißig Jahre; sie besaßen jene kreolische Schönheit, welche nur Raphaels göttlicher Pinsel in seinen Madonnenköpfen wiederzugeben vermocht hat. Gegenwärtig aber waren sie blaß, und in ihren Mienen sprach sich eine düstere Trauer aus. Beim Schalle der nahenden Schritte blickten sie auf und ein Freudenstrahl verklärte ihre Züge.

Der Indianer warf etliche dünne Zweige in's Feuer, das zu verlöschen drohte, indessen einer der Jäger damit beschäftigt war, den in geringer Entfernung ausgepflöckten Pferden Futter zu geben.

„Nun, Don Miguel,“ fragte eines der Mädchen den Jäger, der neben ihr Platz genommen hatte, „sind wir bald am Ziele unserer Reise?“

„Sie sind am Ziele, Sennorita: morgen werden Sie von unserem Freunde Addick geführt, in die Stadt gehen, die Ihnen eine eben so unzugängliche, als sichere Zufluchtsstätte bieten wird."

„Ah!" sagte sie und warf einen zerstreuten Blick auf das dunkle, gleichmüthige Gesicht des Indianers, „morgen werden wir uns trennen?"

„Wir sind dazu gezwungen, Ihre eigene Sicherheit erheischt es."

„Wer sollte es wagen, mich in diesen unbekannten Regionen suchen zu wollen?"

„Der Haß wagt Alles! Glauben Sie meiner Erfahrung, Sennorita, ich beschwöre Sie! Meine Ergebenheit für Sie ist grenzenlos: Sie haben in so früher Jugend bereits genug gelitten, um das Recht zu haben, ihre sorgenvolle Miene von einem Sonnenstrahle erheitern und die Wolken vertreiben zu lassen, welche der Kummer schon seit so langer Zeit auf derselben ruhen läßt."

„Ach!" seufzte sie und senkte den Kopf, um ihre Thränen zu verbergen.

„Meine Schwester, meine Freundin, meine Laura!" rief das andere junge Mädchen aus, indem sie sie zärtlich umarmte; „harre aus bis an's Ende: bin ich nicht bei Dir? Fürchte nichts," fügte sie mit holder Miene hinzu, „ich nehme die Hälfte Deiner Sorgen auf mich, und so wird Dir die Last leichter sein."

„Arme Luisa," murmelte das junge Mädchen, ihre

Liebkosungen erwidernd, „Du bist um meinetwillen unglücklich; wie kann ich Dir je genug danken für Deine Treue."

„Liebe mich, wie ich Dich, liebes Herz, und fasse wieder Muth."

„Ich hoffe," fuhr Don Miguel fort, „daß Ihre Verfolger in Zeit von einem Monate für immer die Macht verloren haben werden, Ihnen zu schaden; ich spiele ein furchtbares Spiel mit ihnen, dessen Einsatz mein Kopf ist; aber gleichviel, wenn ich Sie nur rette. Lassen Sie mir, wenn wir uns trennen, wenigstens die Hoffnung, daß Sie den Zufluchtsort, welchen ich für Sie ausgemittelt habe, unter keiner Bedingung verlassen werden und meine Rückkunft geduldig erwarten wollen."

„Ich lebe nur durch ein Wunder, Caballero, wie Sie wissen; meine Verwandten, Freunde, kurz Alle, die ich liebe, haben mich verlassen, außer Luisa, meine Milchschwester, deren Treue sich nie verleugnet hat, und Sie, den ich nie gekannt, nie gesehen habe, und der mir in meiner Gruft erschienen ist, wie der Engel der himmlischen Gerechtigkeit; seit jener furchtbaren Nacht, wo ich, gleich Lazarus aus dem Grabe auferstanden bin, haben Sie mir die zarteste Aufmerksamkeit gewidmet und Diejenigen ersetzt, die mich verlassen hatten. Sie sind ein Vater, fast ein Gott für mich gewesen."

„Sennorita!“ rief der junge Mann halbverwirrt, halb erfreut über dieses Lob aus.

„Ich sage Ihnen das, Don Miguel,“ fuhr sie mit fieberhafter Aufregung fort, „weil mir daran liegt, Ihnen zu beweisen, daß ich nicht undankbar bin. Ich weiß nicht, was Gott in seiner Weisheit über mich verfügt haben mag; doch muß ich Ihnen sagen, daß mein letzter Gedanke, mein letztes Gebet Ihnen gelten wird. Sie verlangen, daß ich Ihre Rückkehr erwarte, ich werde gehorchen; glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich am Leben nur noch mit einer Art von Verzweiflung, wie sie ein halb zu Grunde gerichteter Spieler empfindet, hänge,“ fügte sie mit schmerzlichen Lächeln hinzu; „ich sehe aber ein, wie sehr Sie Ihrer vollen Freiheit bedürfen, um das gefährliche Spiel zu beenden, das Sie begonnen haben; gehen Sie daher in Frieden, ich vertraue auf Sie.“

„Ich danke Ihnen, Sennorita, dieses Versprechen giebt nur neue Kräfte, ja, jetzt glaube ich des Gelingens gewiß sein zu dürfen.“

Man hatte aus Baumzweigen eine Art Jakal für die jungen Mädchen errichtet, wohin sie sich nun begaben, um zu schlafen.

Der junge Mann trug sich zwar mit schweren Sorgen, doch kaum hatte er sich kurze Zeit seinen Gedanken überlassen, als er sich neben seinen Gefährten auf den Boden streckte und bald einschlief. In der Wildniß macht die Natur immer ihre Rechte geltend,

und der größte Schmerz vermag nur in seltenen Fällen die materiellen Anforderungen des menschlichen Körpers zu besiegen.

Kaum begann der Himmel sich beim Anbruche des Tages mit helleren Tinten zu färben, als die Jäger die Augen aufschlugen. Die Vorbereitungen zur Abreise waren bald getroffen, der Augenblick der Trennung war gekommen, und man nahm traurig Abschied von einander. Die zwei Jäger begleiteten die jungen Mädchen bis an den Rand des Waldes, um desto länger bei ihnen sein zu können.

Donna Luisa benutzte die Gelegenheit an einer Stelle des Weges, wo man nicht zu Zweien nebeneinander gehen konnte, um an den Gefährten Don Miguel's heranzutreten.

„Ich habe eine Bitte," sagte sie leise und schnell.

„Reden Sie," antwortete der Jäger eben so.

„Jener Indianer flößt mir nur geringes Vertrauen ein."

„Mit Unrecht, denn ich kenne ihn."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Das kann sein," versetzte sie; „wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, um welche ich Sie bitten will? sonst wende ich mich an Don Miguel, doch möchte ich ihn lieber aus dem Spiele lassen."

„Reden Sie, sage ich."

„Geben Sie mir ein Messer und Ihre Pistolen."

Der Jäger sah ihr in's Gesicht.

„Gut," sagte er nach einer Weile, „Sie sind ein wackeres Mädchen. Hier ist, was Sie verlangen."

Er reichte ihr bei diesen Worten unbemerkt die verlangten Gegenstände hin, und fügte noch zwei kleine Beutel mit Pulver und Kugeln hinzu.

„Man weiß nicht, was geschehen kann," sagte er ihr.

„Dank!" rief sie mit dem Ausdrucke unverhohlener Freude.

Damit war die Sache abgemacht; sie verbarg die Waffen unter ihren Kleidern mit einer Hast und einer so entschlossenen Miene, daß der Jäger unwillkührlich lächeln mußte.

Fünf Minuten später hatte man die Grenze des Waldes erreicht.

„Addick!" sagte der Jäger kurz, „vergeßt nicht, daß Ihr mir für die beiden Frauen steht."

„Addick hat geschworen," antwortete der Indianer.

Man trennte sich, man konnte unmöglich länger an der Stelle, wo man sich befand, verweilen, ohne Gefahr zu laufen, von den Indianern entdeckt zu werden.

Die jungen Mädchen und der Krieger gingen auf die Stadt zu.

„Wir wollen die Anhöhe ersteigen," schlug Don Miguel vor, „um sie ein letztes Mal zu sehen."

„Eben wollte ich dasselbe sagen," antwortete der Jäger einfach.

Sie nahmen mit derselben Vorsicht dieselbe Stellung ein, wo sie in der vergangenen Nacht gewesen.

Die grünenden Gefilde nahmen sich beim Scheine der hellen Sonnenstrahlen wahrhaft bezaubernd aus. Die Natur war, so zu sagen, erwacht und ein reges Leben war an die Stelle der Finsterniß und Verlassenheit getreten, welche am vorigen Abende dort herrschte.

Gruppen von Indianern kamen aus den geöffneten Thoren der Stadt und zerstreuten sich, einige zu Fuße andere zu Pferde mit Jubelgeschrei und fröhlichem Gelächter nach allen Richtungen. Auf dem Strome schwammen zahlreiche Piroguen, auf den Triften tummelten sich Heerden von Vigogne-Schafen und Pferden, welche von Indianern geführt wurden, die mit langen Ruthen bewaffnet waren, und aus der Umgegend kommend, nach der Stadt gingen. Schaaren von seltsam gekleideten Weibern, die Körbe mit Fleisch, Früchten und Gemüsen auf dem Kopfe trugen, kamen plaudernd heran und begleiteten ihre Worte mit jenem durchdringenden, metallig klingenden Gelächter, das den indianischen Völkerschaften eigen ist, und dessen Klang mit dem Geklapper einer Anzahl Kiesel zu vergleichen ist, die man in ein kupfernes Gefäß fallen läßt.

Bald mischten sich die jungen Mädchen mit ihren Führern unter die bunte Menge, in welcher sie bald verschwunden waren.

Don Miguel seufzte.

„Gehen wir,“ sagte er mit bewegter Stimme.

Sie kehrten in den Wald zurück.

Kurze Zeit darauf traten sie ihre Wanderung wieder an.

„Wir müssen uns trennen," sagte Don Miguel, als sie den Wald in seiner ganzen Länge durchschritten hatten, „ich kehre nach Tubac zurück."

„Ich will sehen, ob ich einem indianischen Häuptlinge, einem meiner Freunde, einen Dienst erweisen kann."

„Ihr denkt stets an Andere und nie an Euch, mein wackerer Zielegut; Ihr seid fortwährend damit beschäftigt, Euch Jemandem nützlich zu machen."

„Was kann es helfen, Don Miguel, es scheint mein Beruf zu sein; es hat Jeder einen Solchen auf Erden, wie Ihr wißt."

„Ja," antwortete der junge Mann in dumpfem Tone. „Nun, lebt wohl," fügte er nach einer Weile hinzu, „vergeßt nicht unser Uebereinkommen."

„Seid unbesorgt; in vierzehn Tagen am Uebergange del Rubio; das ist abgemacht."

„Verzeiht mir meine Zurückhaltung während der letzten Zeit unseres Beisammenseins; das Geheimniß ist nicht das meine, Zielegut; ich bin nicht berechtigt, es zu enthüllen, selbst nicht einem so bewährten Freunde wie Euch."

„Behaltet Euer Geheimniß, Freund, ich bin keineswegs begierig, es zu kennen; es bleibt aber doch dabei, daß wir uns nicht kennen, nicht wahr?"

„Ja, das ist von Wichtigkeit.“

„Gut, lebt wohl.“

„Lebt wohl.“

Die zwei Reiter drückten sich die Hand, der Eine wandte sich links, der Andere rechts, und sie entfernten sich mit verhängtem Zügel nach entgegengesetzten Richtungen.

Elftes Kapitel.

Der Uebergang del Rubio.

Die Nacht war dunkel, kein Stern blitzte am Himmel; durch die dichten Zweige des Urwaldes brauste der Wind mit jenem eintönigen Geheul, das dem Rauschen der Wogen beim Wehen eines heftigen Sturmes zu vergleichen ist; die Wolken hingen schwer, schwarz und schwül herab; sie jagten sich unaufhaltsam am Himmel und zogen fortwährend über die bleiche Mondesscheibe, deren glanzlose Strahlen, die Dunkelheit nur noch undurchdringlicher erscheinen ließ; die Luft war drückend, und aus der Tiefe der verborgenen Quebradas und Barancas der Prairie erhoben sich unerklärliche Laute, die der Wiederhall zurückgab, gleich dem fernen Grollen des Donners; die Raubthiere heulten kläglich in allen Tönen der Tonleiter, und die, durch das seltsame, in der Natur waltende Unbehagen aus dem Schlafe aufgeschreckten Nachtvögel erhoben ein heiseres, unmelodisches Gekreisch.

Im Lager der Gambusinos war Alles still; die Posten wachten, auf ihre Rifles gestützt, oder am verlöschenden Feuer kauernd. In der Mitte des Lagers rauchten zwei Männer ihre indianischen Pfeifen und unterhielten sich mit leiser Stimme.

Die beiden Männer waren Freikugel und Zielegut.

Endlich drückte Freikugel seine Pfeife aus, steckte sie wieder in den Gürtel, unterdrückte ein Gähnen, und stand auf, um Aerme und Beine zu strecken, und die Circulation des Blutes wieder herzustellen.

„Was wollt Ihr thun?“ fragte ihn Zielegut, indem er sich nachlässig halb nach ihm umdrehte.

„Schlafen,“ antwortete der Jäger.

„Schlafen?“

„Warum nicht? die Nacht ist vorgeschritten; ich bin überzeugt, daß wir die Einzigen sind, die noch wach sind; es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir Don Miguel nicht vor dem Aufgange der Sonne sehen werden, es scheint mir daher, wenigstens für den Augenblick, das Angemessenste zu sein, wenn wir schlafen, vorausgesetzt, daß Ihr nicht anders über unsere Zeit verfügt habt.“

Zielegut legte einen Finger an die Lippen, um seinem Freunde Vorsicht anzuempfehlen.

„Die Nacht ist vorgerückt,“ sagte er leise, „ein furchtbares Gewitter zieht auf! wohin kann Don Miguel gegangen sein? Seine lange Abwesenheit macht mir mehr Sorge, als ich aussprechen kann; er

ist nicht der Mann, der ohne triftige Ursache seine Gefährten also verläßt, oder vielleicht . . . . ."

Der Jäger stockte und schüttelte traurig den Kopf.

„Fahrt nur fort," sagte Freikugel, „sprecht Eure Vermuthung unumwunden aus."

„Nun, ich fürchte, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist . . . . ."

„Oho! glaubt Ihr? Indessen ist Don Miguel, so viel ich gehört habe, un hombre de a cavallo, von unerschrockenem Muthe und ungewöhnlicher Kraft.

„Das ist schon wahr," antwortete Zielegut zerstreut.

„Nun, glaubt Ihr denn, daß ein solcher Mann, wenn er gut bewaffnet, und vertraut mit der Prairie ist, nicht im Stande wäre, sich aus jeder Gefahr, die ihm möglicherweise drohen könnte, herauszuwickeln?"

„Ja, wenn er einen ehrlichen Feind vor sich hat, der ihm entschlossen entgegentritt, und ihn mit gleichen Waffen bekämpft."

„Was sollte er sonst fürchten?"

„Freikugel, Freikugel!" versetzte der Jäger betrübt, Ihr habt Euch zu lange in den Läden der Pelzhändler am Missouri aufgehalten!"

„Das heißt? . . . ." fragte der Kanadier empfindlich.

„Nehmt mir es nicht übel, mein Freund; aber es scheint mir doch gewiß zu sein, daß Ihr die Sitten der Wildniß zum großen Theile vergessen habt."

„Hm! das ist für einen Jäger bedenklich, Ziele-gut; und inwiefern, wenn ich bitten darf, habe ich die Sitten der Wildniß vergessen?“

„Nun, weil Ihr nicht mehr zu wissen scheint, daß in der Gegend, wo wir sind, jedes Mittel erlaubt ist, um sich von einem Feinde zu befreien.“

„Daß weiß ich so gut wie Ihr, Freund, auch ist mir unbekannt, daß nicht die Waffe, welche sich verbirgt, die gefährlichste ist.“

„Das heißt, der Verrath.“

Der Kanadier erbebte.

„Fürchtet Ihr Verrath?“ fragte er.

„Was sollte ich sonst fürchten?“

„Ganz recht,“ versetzte der Jäger und senkte den Kopf, „aber,“ fuhr er nach einer Weile fort, „was ist zu thun?“

„Das geht mir eben im Kopfe herum; ich kann aber nicht länger so müßig bleiben; die Sorge bringt mich um; ich muß um jeden Preis wissen, woran ich bin.“

„Aber auf welche Weise?“

„Ich weiß nicht, Gott wird mich leiten.“

„Ihr müßt aber doch einen Plan haben.“

„Gewiß, den habe ich.“

„Welchen?“

„Folgender, und ich habe zur Ausführung desselben sogar auf Euren Beistand gerechnet.“

Freikugel drückte seinem Freunde die Hand.

„Das ist ganz recht,“ sagte er; „nur heraus mit dem Plane.“

„Er ist sehr einfach: wir verlassen sogleich das Lager, und durchforschen die Ufer des Stromes nach allen Richtungen.“

„Ja; ich mache Euch aber darauf aufmerksam, daß das Gewitter bald losbrechen wird, denn schon fallen große Regentropfen.“

„Um so mehr müssen wir eilen.“

„Richtig.“

„Ihr begleitet mich also?“

„Das versteht sich! Habt Ihr daran gezweifelt?“

„Ich bin ein Dummkopf, verzeiht mir Bruder und nehmt meinen Dank.“

„Wofür denn? es ist vielmehr an mir, Euch zu danken.“

„Wie so?“

„Nun, verschafft Ihr mir nicht Gelegenheit, einen allerliebsten Spaziergang zu machen.“

Zielegut antwortete nicht; die Jäger sattelten und zäumten ihre Pferde, und schwangen sich in den Sattel, nachdem sie ihre Waffen mit der Sorgfalt untersucht, die man anwendet, wenn man überzeugt ist, dieselben bald gebrauchen zu müssen, und ritten nach der Schranke des Lagers.

Zwei Schildwachen standen wachsam, aufrecht und regungslos vor derselben; sie stellten sich den Waldläufern in den Weg.

Diese hatten keineswegs die Absicht, sich unbemerkt zu entfernen, denn sie hatten keinen Grund ihre Abwesenheit geheim zu halten.

„Ihr geht fort?" fragte eine der Schildwachen.

„Wir wollen nur die nächste Umgebung auskundschaften."

„Zu dieser Stunde?"

„Warum nicht?"

„Weil mir scheint, daß dieselbe geeigneter ist zum Schlafen, als zum Herumstreifen in der Prairie."

„Darin irrt Ihr Euch, Kamerad," antwortete Zielegut in gebietendem Tone," und vor allen Dingen merkt Euch, daß ich von meinen Handlungen Niemand Rechenschaft schuldig bin; wenn ich zu dieser Stunde während ein Gewitter im Anzuge ist, fortgehe, so habe ich meine Gründe dazu, die ich Euch nicht sagen will, und nicht zu sagen brauche, jetzt frage ich, ob Ihr mich hinauslassen wollt: Ja oder Nein? Ich sage nur noch, daß Ihr später für den Aufenthalt, welchen Ihr mir verursacht, werdet verantwortlich gemacht werden."

Der Ton, welchen der Jäger sprach, fiel den Schildwachen auf; sie beriethen sich mit einander, dann wandte sich Diejenige, welche bereits das Wort geführt hatte, zu den beiden Männern, die dem Resultate ihrer Besprechung mit Gleichmuth entgegen sahen, und sagte:

„Ihr könnt passiren; Ihr habt allerdings das Recht, zu gehen, wohin es Euch beliebt; ich habe meine Pflicht gethan, indem ich Euch fragte, Gott gebe, daß Ihr, indem Ihr Euch jetzt entfernt, auch die Euere thut.“

„Das werdet Ihr bald erfahren. Noch ein Wort.“

„Ich höre.“

„Unsere Abwesenheit wird, so Gott will, nicht von langer Dauer sein, wenigstens sind wir sicher bei Sonnenaufgang wieder da; indessen achtet wohl auf meine Worte: wenn Ihr den Schrei des Jaguar zu drei wiederholten Malen in gemessenen Zwischenräumen hören solltet, so setzt Euch auf's Pferd und eilt herbei, und zwar nicht allein, sondern in Begleitung von zehn Eurer Gefährten: denn jener Schrei verkündet eine große Gefahr, welche Eurer Quadrilla droht. Habt Ihr mich verstanden?“

„Vollkommen.“

„Und werdet Ihr nach meinen Worten handeln?“

„Ja, denn ich weiß, daß Ihr der Führer seid, welchen wir erwarten, und wir von Euch keinen Verrath zu fürchten haben.“

„Gut; auf Wiedersehen.“

„Glück auf den Weg.“

Die Jäger traten hinaus, und die Schranke ward sogleich hinter ihnen geschlossen.

Kaum betraten die Jäger die Prairie, als das

Gewitter, welches seit Sonnenuntergang drohte, mit Heftigkeit losbrach.

Ein fahler Blitz erhellte die Ebene, welchen fast augenblicklich ein furchtbarer Donnerschlag folgte; die Bäume wogten unter den Stößen des Windes, und der Regen fiel in Strömen.

Die Abenteurer konnten nur mit großen Schwierigkeiten vordringen, inmitten des Kampfes der entfesselten Elemente; ihre Pferde scheuten sich vor dem Toben des Sturmes, und strauchelten oder bäumten sich bei jedem Schritte. Die Finsterniß war so undurchdringlich geworden, daß sich die beiden Männer, obwohl sie neben einander ritten, nur mit Mühe erkennen konnten. Die Bäume ächzten und stöhnten unter der Wucht des Sturmes, die entsetzten Raubthiere heulten kläglich, nud der, vom Regen angeschwollene Strom spritzte hohe schaumgekrönte Wellen zum Himmel auf, die sich donnernd am sandigen Gestade brachen.

Freikugel und Zielegut, die an die Stürme der Wildniß gewöhnt waren, schüttelten bei jedem Windstoße, der wie ein glühender Samum über ihre Häupter flog, verächtlich den Kopf, und fuhren fort, im Weiterreiten mit scharfen Blicken in die dichte Finsterniß zu schauen, welche sie von allen Seiten wie ein Leichentuch umgab, und mit wachsamem Ohre auf die Laute zu hören, die der Widerhall zurückwarf und verstärkt und tönend weiter trug.

Sie erreichten auf diese Weise den Uebergang del Rubio, ohne ein Wort gewechselt zu haben. Dort blieben sie, wie auf ein gegebenes Zeichen, Beide stehen. Der Rubio, ein verlorner, unbekannter Nebenfluß des gran rio Colorado del Norte, in welchen er sich nach einem vielfach gewundenen, ungefähr zwanzig Stunden langen Laufe ergießt, ist gewöhnlich nur ein schwaches Gewässer, das kaum die indianischen Pirroguen zu tragen vermag, und über welches die Pferde bequem setzen, indem ihnen das Wasser fast nirgends weiter reicht, als bis an den Bauch. Gegenwärtig war aber der friedliche Bach plötzlich zum tobenden, schäumenden Strom geworden, der entwurzelte Bäume und selbst Felsstücke in seinem schlammigen Fluthen tosend mit fortriß.

Es würde eine große Thorheit gewesen sein, wenn sie in dem Augenblicke hätten daran denken wollen, den Rubio zu überschreiten; Jeder, der tollkühn genug gewesen, es zu wagen, würde in wenigen Augenblicken von der brausenden Fluth fortgerissen worden sein, die sich mit jeder Minute weiter verbreitete.

Die Jäger blieben eine Weile unbeweglich im strömenden Regen stehen, betrachteten das steigende Wasser mit sinnenden Blicken, und hielten mit Mühe ihre erschrockenen Pferde fest, die sich wiehernd unter ihnen bäumten.

Die zwei starkherzigen Männer blieben ruhig inmitten des furchtbaren Tobens der entfesselten Ele=

mente, scheinbar unbekümmert um den entsetzlichen Sturm, der rings um sie her heulte, und waren so gefaßt und besonnen, als ob sie behaglich in einer unzugänglichen Höhle an einem prasselnden Holzfeuer gesessen hätten. Sie hatten nur den einen Gedanken, Demjenigen zu helfen, von dem sie vermutheten, daß er sich in dem Augenblicke in drohender Gefahr befinde.

Plötzlich fuhren sie auf, richteten den Kopf rasch in die Höhe und blickten mit ängstlich forschenden Blicken in die Nacht; die Finsterniß war aber zu undurchdringlich, sie konnten nichts erkennen.

Es war mitten durch das Toben des Sturmes ein Schrei zu ihnen gedrungen.

Es war ein Schrei der Verzweiflung, ein durchdringender, langer Schrei der Todesangst, wie ihn ein starker, vom Schicksale überwältigter Mensch ausstoßen würde, wenn er sich genöthigt sieht, seine Ohnmacht einzugestehen, ihm jede Rettung abgeschnitten ist und nur Gott ihm noch helfen kann. Die zwei Männer beugten sich rasch vor, legten ihre Hände trichterförmig an den Mund, und stießen einen langen, durchdringenden Schrei aus.

Dann lauschten sie.

Nach einer Weile hallte ein zweiter, noch durchdringenderer und verzweifelterer Schrei durch die Luft.

„Ach!“ rief Zielegut aus, indem er sich im Sattel hob und die Fäuste schmerzlich ballte, „der Mann befindet sich in Lebensgefahr!“

„Wer es auch sein mag, wir müssen ihn retten!“ antwortete Freikugel entschlossen.

Sie hatten sich verstanden.

Wie sollten sie dem Menschen aber helfen? Wo war er? Welche Gefahr drohte ihm? Wer konnte diese Fragen, die sie sich im Stillen vorlegten, beantworten?

Da lag eben die Schwierigkeit.

Die Jäger zwangen ihre Pferde, auf die Gefahr hin, vom Wasser fortgerissen zu werden, in den Fluß zu treten, und durchforschten, über den Hals der edlen, entsetzten Thiere gebogen, die Fluthen.

Aber die Dunkelheit war, wie schon gesagt, zu undurchdringlich, sie konnten nichts sehen.

„Da muß die Hölle im Spiele sein!“ rief Zielegut verzweiflungsvoll aus; „mein Gott, mein Gott! müssen wir den Menschen hülflos untergehen lassen?“

In dem Augenblicke fuhr ein heller Blitz zuckend am Himmel hin.

Beim flüchtigen Scheine desselben sahen die Jäger einen Reiter, der verzweifelt gegen die Wogen kämpfte.

„Muth! Muth!“ riefen sie ihm zu.

„Herbei!“ rief der Unbekannte mit erstickter Stimme.

Hier galt kein Zaudern; jede Sekunde war eine Ewigkeit. Mann und Roß stemmten sich wacker gegen die reißende Fluth, die Jäger faßten einen raschen Entschluß. Sie drückten sich schweigend die Hand, indem

sie ihren Thieren zu gleicher Zeit die Sporen gaben; dieselben bäumten sich vor Schmerz wiehernd in die Höhe, doch sprangen sie, dem unwiderstehlichen Drucke der eisernen Faust, welche sie regierte, folgend, scheu in die Mitte des Stromes.

Plötzlich knallten zwei Schüsse, eine Kugel fuhr pfeifend zwischen den beiden Männern vorbei und ein Schmerzensschrei drang aus der Tiefe des Wassers. Der Mann, welchen sie beispringen wollten, war verwundet.

Das Gewitter tobte mit immer stärkerer Gewalt, und die Blitze folgten sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Jäger sahen, wie sich der Reiter an den Zügel seines Pferdes festklammerte und sich von demselben fortreißen ließ.

Am entgegengesetzten Ufer hingegen stand ein Mann, vorn übergebeugt, mit angelegtem Rifle, im Begriffe loszudrücken, da.

„Auf den Mann Einen!“ sagte Zielegut kurz.

„Gut,“ antwortete Freikugel lakonisch.

Der Kanadier nahm die am Sattel seines Pferdes befestigte Reata, rollte sie in der Hand, schwang sie über seinem Kopfe und wartete den nächsten Blitz ab.

Er brauchte nicht lange zu warten, doch so kurz die Pause auch war, hatte sie Freikugel doch benutzt, um seine Reata auszuwerfen. Der lederne Riemen flog pfeifend durch die Luft, und die am Ende dessel=

ben befindliche Schlinge, legte sich um den Hals des Pferdes, das tapfer gegen die Strömung kämpfte.

„Muth! Muth!“ rief Freikugel. „Hierher, Zielegut! Hier!“

Hierauf gab er seinem Pferde einen kräftigen Ruck, warf es auf den Hinterbeinen herum, als es eben den festen Fuß verlor, und trieb es nach dem Ufer.

„Hier bin ich!“ antwortete Zielegut, der auf einen passenden Augenblick wartete, um zu feuern, „Geduld, ich komme!“

Plötzlich drückte er den Hahn, der Schuß knallte, und vom entgegengesetzten Ufer drang ein Ausruf der Wuth und des Zornes zu den Jägern.

„Er ist getroffen!“ sagte Zielegut, „morgen werde ich erfahren, wer der Schlingel ist.“ Hierauf warf er seinen Rifle über die Schulter, und trieb sein Pferd an, um Freikugel entgegenzukommen.

Das von Zielegut in der Schlinge gefangene Pferd bemerkte, daß es gestützt und dem Ufer entgegen gezogen wurde; es unterstützte dieses Bestreben mit dem den Thieren angeborenen, klugen Instinkte.

Die zwei Jäger hatten sich an die Reata gespannt. Es gelang ihnen durch die vereinten Anstrengungen ihrer Thiere und unterstützt durch die Anstrengungen des in der Schlinge gefangenen Pferdes die Strömung zu verlassen, und sie erreichten nach kurzem Kampfe das Ufer. Sobald das edle Thier festen Boden unter sich fühlte, blieb es stehen, denn es schien

zu ahnen, daß es sonst seinen Herrn an den Steinen, die den Boden bedeckten, verletzen würde.

Letzterer war zwar besinnungslos, hielt aber immer noch den Zügel krampfhaft fest in der Hand. Die Jäger durchschnitten denselben, nahmen den Mann, welchen sie wunderbar gerettet hatten, in ihre Arme, und trugen ihn einige Schritte weiter unter einen Baum, wo sie ihn sanft hinlegten. Nun erwarteten sie, ängstlich über ihn gebeugt, irgend einen Lichtschein, der ihnen gestatten würde, ihn zu erkennen.

„Ach!“ rief plötzlich Zielegut überrascht und schmerzlich aus, „Don Miguel d'Ortega!“

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Ferner:

Dorothee von Kurland.

Ein biographischer Roman
von
A. von Sternberg.
3 Bände. 8. geh. 1859. 5 Thlr.

Der alte Hauptmann.

Roman in 3 Bänden
vom
Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."
3 Bde. 8. geh. 1859. 2 Thlr.

Die
Heimath im Vaterhause.

Von
Luise Ernesti,
Verf. von „Eine Parthie nach den Externsteinen" 2c.
4 Bde. 8. geh. 1858. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die
Ritter der Industrie.

Ein anonymer Roman in sechs Bänden.
8. geh. 1858. 6 Thlr.

Die Herren vom Kleeblatt.

Roman in 28 Kapiteln.
6 Bände. 8. geh. 1860. 6 Thlr.
